

PAPST UND KIRCHENSTAAT

VON DER AUFKLAERUNG BIS ZUR RESTAURATION

EINE SKIZZE VON
DR. P. BRUNO WILHELM O. S. B.



BEILAGE ZUM JAHRESBERICHT DER
KANTONALEN LEHRANSTALT SARNEN



SARNEN 1930
BUCHDRUCKEREI LOUIS EHRLI

PAPST UND KIRCHENSTAAT

VON DER AUFKLAERUNG BIS ZUR RESTAURATION

EINE SKIZZE VON
DR. P. BRUNO WILHELM O. S. B.



BEILAGE ZUM JAHRESBERICHT DER
KANTONALEN LEHRANSTALT SARNEN



SARNEN 1930
BUCHDRUCKEREI LOUIS EHRLI

Einleitung.

Am 20. September 1930 werden es sechzig Jahre sein, seit die Italiener Rom besetzten, um die Einigung ihres Vaterlandes zu vollenden. Die Politik Napoleons III. hatte den Beginn der Einigung ermöglicht, sein Fall vollendete sie. Eines der folgenschwersten Ereignisse des Jahrhunderts, dessen Bedeutung wir erst heute einigermaßen zu übersehen vermögen, war damit geschehen. Noch zu Beginn des Jahrhunderts war Italien von dem leitenden Staatsmann Europas als rein «geographischer Begriff» erklärt worden. Die ersten Versuche der nationalen Erhebung in den Jahren 1821 und 1831 scheiterten ebenso schmachlich an den siegreichen Waffen Oesterreichs wie die Revolutionen des Jahres 1848. Dann aber erstand dem italienischen Volke der geniale Führer, der mit eiserner Hand und unerhörter Geschicklichkeit in den drei Jahren 1859—61 das Wunder vollbrachte, Camillo Cavour. Zunächst wurde durch den Sieg der französischen Waffen die Lombardei gewonnen, darauf die Kleinstaaten südlich des Po, die Gebiete des Kirchenstaates ausser der Umgebung Roms, und durch den Feldzug Garibaldi's das Königreich beider Sizilien annektiert. Der Sieg der preussischen Waffen verschaffte den Italienern, die 1861 ihre Hauptstadt nach Florenz verlegt hatten, auch Venetien. Die Piemontesen, von denen die militärische Bewegung ausgegangen war, trugen wesentlich zu den Erfolgen bei, indem sie sich dem Gesamtstaate unterordneten und in ihm aufgingen. Nach dem Jahre 1866 blieb von den alten Gebieten Italiens nur noch das sogen. Patrimonium Petri unabhängig, geschützt durch französische Waffen, an denen der Angriff Garibaldi's bei Mentana 1867 zerschellte. Erst das Unglück Napoleons bot den Italienern die Möglichkeit, nach dem Abzug der französischen Truppen auch die Ewige Stadt zu besetzen.

Vor der Besetzung Roms hatte sowohl Cavour wie seine unbedeutenden Nachfolger eine friedliche Lösung der römischen Frage erstrebt. An dem allgemeinen Wunsch der edelsten Geister Italiens wie dem der überwiegenden Masse des Volkes nach nationaler Einheit mit Rom als Hauptstadt kann man heute nicht mehr zweifeln. Pius IX. war besten Willens und bereit, die Hand zum Frieden zu bieten; aber an seiner Seite war ein unglücklicher Nurdiplomat, der sich nicht weniger als der Gegner von macchiavellistischen Grundsätzen leiten liess: Kardinal Antonelli. So konnte der grosszügige

Lösungsversuch der römischen Frage, den Cavour im Jahre 1861 vorhatte, nicht durchdringen. Vor mehr als 50 Jahren plante er eine ähnliche Regelung der Streitfrage, wie wir sie in unseren Tagen erlebten. Er war ehrlich überzeugt, dass seine berühmte Formel «Libera Chiesa in libero stato» den Frieden bedeute. Die Abtretung der Leoninischen Stadt, Eigentumsrecht an den vatikanischen und lateranensischen Palästen und Museen, Anweisung von soviel steuerfreiem Grundbesitz in Italien, dass aus dem Ertragnis die Aufwendungen für die päpstliche Hofhaltung und die Kirchenregierung bestritten werden können, freies Gesandtschaftsrecht, Garantie für die Unabhängigkeit des Konklaves, fürstlicher Rang für die Kardinäle, — dazu vollständige Befreiung von allen staatlichen Ansprüchen auf kirchliche Rechtsverhältnisse Italiens, soweit sie mit dem kanonischen Rechte unvereinbar sind: Verzicht auf das Plazet, auf das Jus inspiciendi et cavendi, unbeschränkte Freiheit für den Verkehr zwischen Bischöfen und Klerus, Freiheit der Predigt und der kirchlichen Presse, Freiheit zur Organisation des Religionsunterrichtes und des theologischen Studiums, Verzicht auf jedes Nominationsrecht der Bischöfe gegen das Zugeständnis einer Einsprache in wichtigen Fällen, Ernennung der Pfarrer durch den Bischof, Ausstattung der italienischen Kirche mit genügendem Grundbesitz zu freier Selbstverwaltung für den Unterhalt des Seelsorgsklerus. Das sind im Wesentlichen die Bestimmungen, für die Cavour bereits seine Zustimmung gegeben hatte oder für die er, laut der neulich edierten Briefe,¹ noch zu haben war, auf Grund eines zweiseitigen Vertrages — vorausgesetzt die, wenn auch stillschweigende Preisgabe des Kirchenstaates.² Doch die Verhandlungen, bei denen neben Pantaleoni³ der gefeierte Verteidiger der Immaculata Conceptio, der Jesuit Passaglia, eine hervorragende Rolle spielte, wurden plötzlich abgebrochen. Die Partei der sog. Zelanti bearbeitete Pius IX. in der nachdrücklichsten Weise. Sie wiesen nicht ohne Recht darauf hin, dass den Verheissungen einer freien Kirche nicht zu trauen sei, da die piemontesische Regierung gleichzeitig kirchenfeindliche Massnahmen vornahm, so zahlreiche Klosteraufhebungen, und am 27. März 1861 bereits Rom zur Hauptstadt Italiens erklären liess. Zugleich stand man in Rom noch stark unter dem Eindruck, dass ein weltlicher Kirchenstaat unbedingt zur Garantie der geistlichen Souveränität nötig sei; ja, eine nicht wenig einflussreiche Partei drängte damals darauf, die Notwendigkeit des Temporale als Dogma feststellen zu lassen.

¹ Bologna 1930.

² Vgl. F. X. Kraus, Cavour, S. 101 ff., und F. J. Müller, Cavour und der römische Friede, Schweizer. Rundschau, 30, 237 f.

³ Vgl. L'idea Italiana nella soppressione del Potere temporale dei Papi, Torino 1884.

Gegen diese Ansicht wandte sich Cavour in seiner berühmten Rede vom 25. März. Man könne zugeben, meinte er, dass die weltliche Herrschaft für die Zeit vor 1789 wirklich eine Unabhängigkeit verbürgt habe. Es sei aber anders geworden, seit das öffentliche Recht in allen bürgerlichen Regierungen auf der stillschweigenden oder ausdrücklichen Zustimmung der Bevölkerung beruhe. Nachdem der Papst selbst die Unvereinbarkeit eines konstitutionell regierten Temporale mit den Interessen der Kirche festgestellt habe, sei die Unmöglichkeit der weltlichen Regierung des Papstes mitten in der modernen Zivilisation eine Tatsache geworden; und diese Tatsache sei selbst von jenem grossen Italiener anerkannt worden, welcher in seiner Selbstverleugnung den letzten Versuch machte, das Temporale mit den modernen Fortschritten zu versöhnen, und dessen Tod eines der grössten Missgeschicke war, die Italien betroffen habe: Pelegrini Rossi. Die Haltung der Romagna, Umbriens und der Marken, die nur mit Waffengewalt beim Kirchenstaat festgehalten werden konnten, die dann den Anschluss an Italien verlangt und, obgleich von piemontesischen Truppen entblösst, kein Zeichen der Unzufriedenheit gegeben, bestätige das Gesagte. Zwar gebe es mehr eifrige als erleuchtete Katholiken, die den Satz aufstellen, der Kirchenstaat müsse ohne Rücksicht auf die Wünsche und Bedürfnisse seiner Bevölkerung durch fremde Truppen und fremde Subsidien aufrecht erhalten werden. Es könne aber diejenigen nicht für Christen halten, für Anhänger dessen, der sein Leben gab, um die Menschheit zu erlösen, welche, um seinem Statthalter auf Erden eine weltliche Macht zu sichern, ein ganzes Volk zu einem ewigen Martyrium verurteilen wollen. Andererseits könne auch der Papst gewisse, durchaus notwendige Reformen, z. B. betreffs der Zivilehe, nicht gewähren, ohne mit dem kanonischen Rechte und seiner geistigen Stellung in Widerspruch zu geraten. Nicht der Person falle die schlechte Regierung im Grunde zur Last, sie sei vielmehr das unvermeidliche Resultat der Vereinigung beider Gewalten. Nur die Trennung dieser beiden Gewalten könne dem Papst wirklich Unabhängigkeit sichern. Jeder ehrliche Priester müsse es vorziehen, statt auf Privilegien sich auf die allen zustehende Freiheit und auf das gemeinsame Recht stützen zu können. Die aus diesen Betrachtungen sich ergebenden Schlüsse müssten als Staatsgrundgesetz für das neue Königreich Italien festgelegt werden. . . . Man könne dem Gesagten wohl entgegenhalten, dass der Vatikan jede Annäherung ablehnt. Indessen hätten die Päpste zu so manchem schliesslich die Hand geboten, was sie ursprünglich zurückgewiesen hatten. Aber selbst wenn die Kirche die Hand Italiens zurückstosse, so werde Italien nach dem Sturz des Temporale das Prinzip der Trennung der beiden Gewalten, wie das der Freiheit der Kirche auf der breitesten Grundlage verbürgen. Geschehe das, so sei nicht zu bezweifeln, dass die grosse Mehrheit der katholischen Welt einst Italien die Absolution geben werde.

In einer weiteren grossen Rede am 27. März betont Cavour von neuem, dass die Einverleibung Roms nicht durch Gewalt geschehen dürfe. Darauf folgte der Antrag von Bon-Compagna: La Camera, udite le dichiarazioni del ministero, confidando che, assicurata la dignità, il decoro e l'indipendenza del pontifice e la piena libertà della chiesa, abbia luogo di concerto con la Francia l'applicazione del non-intervento, e che Roma, capitale acclamata dall'opinione nazionale, sia congiunta all'Italia, passa all'ordine del giorno. Doch am 6. Juni 1861 starb Cavour nach Empfang der hl. Sakramente, mit den letzten Worten: Frate, libera Chiesa in libero Stato. Seine Nachfolger folgten nicht seinen Weisungen. Immer stärker wurde der kirchenfeindliche Zug und immer schärfer der Gegensatz zwischen den gleissnerischen Versicherungen der Regierung und des Königs einerseits und den Angriffen auf die Freiheit des Papstes und der Kirche Italiens andererseits. So verhärtete sich das gütige Herz Pius IX., der für das grosse Opfer, das er zu bringen hatte, keinen geistlichen Ersatz sah. Da an Stelle einer friedlichen und beiderseitigen Lösung, wie sie Cavour vorgeschlagen hatte, die gewalttätige Wegnahme Roms während des deutsch-französischen Krieges erfolgte, war die natürliche Folge die schroffe Ablehnung aller weiteren Vereinbarungen durch den Papst: Non possumus! Oder wie Antonelli erwiderte: «Zwischen Dieb und Bestohlenem kann es keine Verhandlungen geben».

Das Verhängnis Italiens war, dass es seine Einigung nicht allein auf dem Wege politischer Winkelzüge und einer Reihe von Gewalttätigkeiten durchführte, sondern auch zeitweilig im Bunde mit den unterirdischen Kräften der Geheimgesellschaften. Die Carbonari und Freimaurer waren die Helfershelfer, geschworene Kirchenfeinde, mit denen es von Seite der Kirche keinen Pakt geben konnte. Selbst Cavour liess sich die Mitwirkung Mazzinis und Garibaldis wiederholt gefallen, wenn er auch stark genug war, sie immer wieder zur rechten Zeit abzuschütteln. «Mazzini» — schreibt ein milder Beurteiler Italienischer Politik — «ist und bleibt doch für Italien stets die personifizierte Sünde, und wenn die Altliberale Partei seit dem Jahre 1874 das Steuer der Regierung musste fallen lassen, wenn die Linke und bald der Radikalismus Oberwasser gewannen, und mit Depretis jener Zersetzungsprozess gewann, der heute noch sich fortspielt, so ist das wesentlich auf das Uebergewicht zurückzuführen, welches die Glorie der beiden Idole der Revolution den destruktiven Tendenzen zugebracht hat. In diesem Punkte hat sich die, wenn auch nur vorübergehende Konivenz Cavours gegen diese Faktoren auf das schwerste gerächt.»⁴ Als bald zog die florentinische Grossloge in Rom ein, um eine rührige kirchenfeindliche Tätigkeit zu entfalten.

⁴ F. X. Kraus, Cavour, S. 85.

Ein Ereignis, das den ungarischen Schwesterlogen in bezeichnenden Worten mitgeteilt wurde: «Wohl noch selten hat die Freimaurerei einen so erhebenden Triumph gefeiert wie diesen; auf den Trümmern einer plötzlich verschwundenen Herrlichkeit, auf dem zusammengestürzten Kartengebäude des menschlichen Wahns erhebt sich in stiller Glorie das Licht der Freimaurerei, und die wahre Aufklärung feiert einen schönen Sieg, den Sieg der freien, humanitären Ideen über die weltliche Anmassung, über eine beklagenswerte Verblendung. Indem die Freimaurerei in Rom ihren Einzug hält, findet sie einen glänzenden Lohn für ihr Wirken, um so grösser und hehrer, da sie selbst so vieles beigetragen hat zum Erringen desselben.» Wohin das schliesslich führen musste, zeigte sich augenscheinlich, als der uneheliche Sohn Mazzinis, Ernst Nathan, wie zum Hohne für alle, die sich um eine friedliche Lösung abmühten, Bürgermeister der Ewigen Stadt wurde: er sagte bei seinem Amtsantritt in der herausforderndsten Form den Krieg mit dem Papste an, er werde so regieren, dass dem Manne im Vatikan auch seine Schweizer nichts nützen würden, wie er sich in der Tat die niedrigsten Schmähungen gegen den Papst erlaubte, als man am 20. September 1910 den Jahrestag der Einnahme Roms feierte. Und man kam noch weiter. Schon prophezeite die Loge ein papstfreies Rom für den 50. Jahrestag. Im Jahre 1922 zwang man den ohnmächtigen König, an der Grundsteinlegung eines Denkmals für Mazzini auf dem Aventin teilzunehmen. Als um jene Zeit die Gerüchte von der nahen Aussöhnung zwischen Quirinal und Vatikan verbreitet wurden, geschah von dieser Seite alles, sie zu vereiteln. Der Grossmeister der italienischen Logen sprach, wie die «Rassegna Nazionale» am 1. Juni 1920 mitteilt, es offen aus, dass im Falle einer Aussöhnung zwischen Kirche und Staat, die italienische Freimaurerei keine Existenzberechtigung mehr habe: *la Massoneria . . . perderebbe la ragion d'essere e di vivere, ove non sapesse sollevare la Nazione contro i Poteri costituiti*. Die Prophezeiung der mächtigen Loge erfüllte sich nicht, die Ironie der Geschichte will, dass heute die Freimaurerei verboten ist; Torrigiani, der Grossmeister der aufgehobenen Logen, muss den 50. Jahrestag der Befreiung Roms als Verbannter im Ausland feiern, wenn die Stimmung dazu noch vorhanden ist.

Aber auch die Prophezeiung Pius IX. ging bisher nicht in Erfüllung, und sie wird wohl kaum mehr in Erfüllung gehen. Als der Graf Ponza di San Martino am 10. September 1870 das Schreiben König Viktor Emmanuels überbrachte, das kurz vor der Besetzung Roms noch einen friedlichen Ausgleich herbeiführen wollte, sagte der Papst dem Vertreter des Königs: «Ohne selbst Prophet oder der Sohn eines Propheten zu sein, sage ich Euch: In Rom werdet Ihr nicht bleiben! . . . Sie werden die Früchte dieser neuen Gewalttat nicht lange geniessen».

Die Besetzung Roms löste die römische Frage im nationalen Sinn, und sie schuf die römische Frage im kirchengeschichtlichen Sinn. Nach Anschauung der italienischen Regierung wurde durch die Besetzung ganz Rom durch den «anerkannten Völkerrechtstitel» der Eroberung, Eigentum des Königreiches Italien, und alle Bewohner der Ewigen Stadt, die Kardinäle wie der Papst, wurden rechtlich Untertanen des italienischen Königreiches. Das hat Italien klar ausgesprochen durch die einseitige Regelung der römischen Frage im sogenannten Garantiesgesetz. Wenn der Papst kein Untertan Italiens war, wie konnte dann Italien einseitig, durch ein inneritalienisches Gesetz die Lage des Papstes «regeln», über seinen Besitz, den Vatikan und seinen Inhalt, verfügen, diesen letzteren als unveräusserlich erklären?⁵

Das sog. Garantiesgesetz, vom 13. Mai 1871 wurde durch Ministerpräsident Lanza der italienischen Kammer vorgelegt, von ihr gutgeheissen und dann durch den König verkündet. Es nimmt dem Papst tatsächlich seine weltliche Souveränität, da er in Italien und auch im Vatikan nur haben soll, was das Gesetz ihm zugesteht. Nur die Ehren eines Souveräns werden ihm zuerkannt. Lediglich die Nutzniessung des Vatikans und seiner Schätze, der Museen und der Bibliothek, wird ihm vorderhand gestattet, jedes wirkliche Eigentum schliesst das Gesetz aus, und die Handhabung entsprach durchaus dem Sinne dieses Italien ebenso wie den Papst entwürdigenden Gesetzes. Als die päpstliche Museumsverwaltung nach allgemeinem Gebrauch zur Einführung einer Besuchertaxe schritt, protestierte die italienische Presse auf Grund des § 5 des Garantiesgesetzes, und der gleiche Pressesturm wiederholte sich, als am 1. November 1903 in einiger Entfernung von der vatikanischen Bibliothek ein unbedeutender Dachbrand entstand — die Zeitungen konnten sich nicht genug tun in der Entrüstung über leichtsinnige Gefährdung der «nationalen» Schätze — sie kam erst zur Ruhe, als bald darauf ein höchst bedauerlicher Brand in der königlichen Bibliothek zu Turin unter anderen Kostbarkeiten mehr als ein Tausend zum Teil sehr wertvoller Handschriften vernichtete!⁶ Ebenso wenig wurde dem Papste ein wirksamer Schutz gegen Verunglimpfungen schlimmster Art zuteil. Ueberall ist man rein nur darauf bedacht, den äusseren Schein zu wahren, von wirklicher Garantie der Unabhängigkeit kann keine Rede sein. «Ein Meisterstück unehrlicher, hinterhältischer Diplomatie. Das Gesetz ist aber auch ein empörender Eingriff in die Rechte der Katholiken aller Länder. Die italienische Regierung masst sich an, ganz eigenmächtig die Lage und Stellung des Oberhauptes der Weltkirche, das Mass seiner Freiheit, die Mög-

⁵ Vgl. dazu Ehrle, Benedikt XV. und die Lösung der römischen Frage, in Stimmen der Zeit, 91, 505 ff.

⁶ Ehrle, a. a. O. 512.

lichkeiten zur Betätigung seines Amtes, zur Belehrung und Leitung sämtlicher Gläubigen festzusetzen.»

Keiner der Päpste seit 1870 hat je auch nur auf einen Teil des Kirchenstaates verzichtet, obwohl kein Zweifel daran bestehen mochte, dass trotz einzelner Gegenäusserungen Pius IX. die Möglichkeit eines Verzichtes durchaus vorhanden war. Die Geschichte weist eine Reihe von Beispielen eines wenigstens teilweisen Verzichtes auf. Noch Pius VI. hatte Avignon, und Venaissin, die Legationen Bologna, Ferrara und die Romagna durch Vertrag an Frankreich abgetreten. Aber alle Lösungsversuche, die unter Leo XIII. und Benedikt XV. unternommen wurden, scheiterten, obwohl der letzte Papst den Italienern soweit als nur möglich entgegenkam, indem er sowohl die Rückgabe Roms als auch der rechtstiberinischen Stadt als mit der Würde Italiens unvereinbar erkannte. So blieb unter ihm schon kaum mehr als die Rückgabe des Vatikans zum souveränen Eigen des Papstes. Benedikt erwartete ferner die Lösung nicht von aussen, durch einen Druck anderer Mächte, sondern vom Gerechtigkeitssinn des italienischen Volkes und als freie Gabe, die das grosse Unrecht der Vergangenheit gutmachen sollte.

Welch ein ungeheurer Fortschritt liegt zwischen dieser Haltung und der intransigenten Stellung, die Kardinal Antonelli einnahm und zu der er Pius IX. gewann! Zugleich ein sprechender Beweis dafür, wie sehr in den letzten Jahrzehnten der religiöse Katholizismus an Boden gewann. Im Jahre 1861 erregten zwei Vorträge des Münchener Kirchenhistorikers Döllinger, der sich angesichts der vollbrachten Tatsachen und der trübe sich gestaltenden Zukunft dafür aussprach, dass die weltliche Herrschaft des Papstes kein absolut notwendiges Requisit des Papsttums sei, einen ungeheuren Entrüstungssturm. Der Jesuit Passaglia und der gelehrte Benediktiner Luigi Tosti, die beide mit besten Kräften für einen gütlichen Ausgleich arbeiteten, fanden an der Kurie scharfe Verurteilung. Und was für namenloses Elend der lange Streit zwischen Kirche und Staat über die Gewissen der italienischen Katholiken brachte, welche Nachteile für die Entwicklung des religiösen Lebens, ist nicht abzuschätzen. Eine träge Gleichgültigkeit in religiösen Dingen ergriff weite Kreise. «Im allgemeinen — urteilt B. Croce — wurde man sich bald darüber klar, dass eine Versöhnung, die dadurch erreicht würde, dass man dem Papst ein kleines Stück Land gleichsam als Spielzeug eines weltlichen Staates überliess, ebenso wenig des Papstes wie Italien würdig sei; dass es vielmehr dem Papsttum als der politisch internationalen Institution, die es ist, nicht entsprechen konnte, seinen Frieden mit Italien zu machen. Das Papsttum konnte diese Versöhnung gar nicht wollen, wenn es nicht in den Augen der Welt seinen italienischen Charakter betonen wollte, dessen es ohnedies verdächtig war;

es musste die Haltung dessen einnehmen, der der Gewalt wich, des unterdrückten Opfers, es musste immer wieder protestieren, zuerst heftig, dann ruhiger, aber nicht weniger bestimmt, und es durfte niemals aufhören zu beteuern, dass sein Recht verletzt sei. Allmählich begriff man, dass man den Papst reden lassen müsse, ohne weiter mit ihm zu diskutieren, und ohne seinen Protesten entgegenzutreten. Weitsichtige Italiener sahen ein, dass auch sie an Stelle des Papstes nicht anders hätten handeln können; sie merkten, dass er wie sie ein kluger diplomatischer Italiener war.»

Diese leicht ironische Auffassung der römischen Frage, nun doch durch die Haltung der letzten Päpste Lügen gestraft, wurde zum Gemeingut der italienischen Katholiken nicht bloss, sondern sie eroberte mehr und mehr die gesamte katholische Welt. Es ist wahr, dass die italienische Regierung weder die Macht aufwandte, noch vielleicht den Willen hatte, die Beleidigungen des Papstes in der Presse zu verhindern. Aber andererseits zeigt ein Blick in die Geschichte, dass auch ein ausgedehnter Kirchenstaat dies nicht hatte hindern können. Dann aber musste man sich doch sagen, dass die Papstwahlen selten so frei und die Päpste so unabhängig schienen als in den Jahren seit dem Fall des Kirchenstaates. Das bewies deutlich, wie sehr sich eben die Zeiten geändert hatten, dass das Temporale in modernen Zeiten nicht mehr die Bedeutung haben konnte, die ihm noch Pius IX. zugeschrieben hatte und, nach manchen Lehren der Geschichte, auch wohl zuschreiben musste. Ja, der Wegfall der weltlichen Regierung hatte, abgesehen von der dadurch bedingten Konzentration auf die rein religiösen Angelegenheiten, die in der Tat kaum je in der Geschichte grösser war als unter der glorreichen Reihe der letzten fünf Päpste, auch andere Vorteile. In der Hitze des sog. Kulturkampfes bedauerte es Bismarck lebhaft, dass er nicht ein deutsches Kriegsschiff nach Civitavecchia schicken und den Papst mit einer Kanonade bedrohen konnte!

Nichts kann uns besser überzeugen, wie glücklich die Lösung ist, die Papst Pius XI. schliesslich in der römischen Frage fand, als ein kurzer Rückblick auf eine Periode schwierigster politischer Verwicklungen, wie sie die Zeit der französischen Revolution und der Napoleonischen Wirren darstellt. Pius XI. fand den Mut, die Forderungen seiner Vorgänger so zu mildern, dass sie für Italien annehmbar und für die Kirche segensreich sein müssen. Die Lage in Italien drängte schliesslich nach einer Lösung des 50jährigen Konfliktes. Was der gefeierte Philosoph B. Croce in der oben zitierten Stelle über die römische Frage sagt, ist, näher besehen, nichts als eine Verschleierung der unmöglich scheinenden Lösung der schwierigen Frage und ihrer traurigen Wirkungen für Italien. Die Jahrzehnte vor der Lösung waren eine Zeit tiefen Missmutes für Italien. Der Gegensatz von Nord und Süd, die ewige parlamentarische Misère mit der

verhängnisvollen Einwirkung der Freimaurerei, das rasche Anwachsen der demokratischen, republikanischen und sozialistischen Ideen, das Unvermögen, durch Herstellung einer festen parlamentarischen Majorität einem Kabinett eine längere Lebensdauer zu sichern, der unheilvolle Advokatismus im Parlament — trugen das Missbehagen mit den öffentlichen Verhältnissen in die weitesten Kreise der Bevölkerung. Noch verhängnisvoller wirkte sich der Zwist zwischen Staat und Kirche in einem Lande aus, das nur mit seiner glänzenden katholischen Vergangenheit lebend glücklich sein konnte. Die Reisenden fanden die herrlichen Kirchen leer, fanden sie vielfach in trostlosem Zustand. In den Fabrikbetrieben, in Handel und Landwirtschaft beobachteten trotz des Fabrikgesetzes vom Jahre 1907 nur etwa 5 Prozent die Sonntagsruhe. Es war höchste Zeit, dem Volke wieder den Frieden mit der Kirche, dem Staat die Mitarbeit der Religion zum Aufbau der staatlichen Ordnung zu sichern. Das ist der unvergängliche Ruhmestitel, den sich Pius XI. und Mussolini erworben haben.

Damit trat von vorneherein die religiöse Seite der römischen Frage in den Vordergrund, d. h. der Abschluss eines Konkordates. Der politische Vertrag war aber die notwendige Voraussetzung. Denn der Papst konnte ein Konkordat nur mit einem Staate abschliessen, den er als solchen anerkannte.⁷ Schon damit werden alle Aeusserungen Lügen gestraft, die die Aussöhnung des Heiligen Stuhles mit Italien als Preisgabe alter Rechte des Papsttums hinstellen wollten, für die frühere Päpste mit soviel Mut und Ausdauer gestritten hatten. Es gehörte in der Tat ein starker Mut dazu, nach dem strengen «Non possumus» der Vorgänger die Hand zum Frieden und zum Verzicht auf das Temporale zu bieten. Aber es war im Lauf der Jahrzehnte eben klar geworden, dass heute die Bedeutung einer weltlichen Herrschaft für den Papst nicht mehr dieselbe ist wie in früheren Zeiten. Und immerhin gelang es, auch der Ansicht jener Rechtslehrer Rechnung zu tragen, die zu dem Charakter einer völkerrechtlichen Person ein eigenes Territorium verlangen. Pius XI. hat selbst betont, er habe nur jenes Minimum an Territorium verlangt, das die unumgängliche Grundlage für die territoriale Souveränität sei. Aber dieses Minimum an Territorium sei vergeistigt durch die gewaltige, erhabene und wahrhaft göttliche Geistigkeit, der sie zu dienen hat. Dieses Territorium stelle sich trotz seiner Kleinheit als eines der herrlichsten Besitztümer der Welt dar, mit den Kolonnaden des Bernini, der Kuppel Michelangelos, den Schätzen der Wissenschaft und Kunst, enthalten in den Archiven und Bibliotheken, den Museen und Galerien des Vatikans, mit dem Grabe des hl. Petrus. «Gibt es auf

⁷ Vgl. dazu Hugo Müller, Kirchenpolitische Ziele im Lateranpakt, Schweizer. Rundschau, 29, 148 ff.

der Welt ein herrlicheres und kostbareres Territorium? Und wenn man uns vorwirft, zu wenig verlangt zu haben: gibt man sich genügend Rechenschaft darüber, welche Misshelligkeiten, welche Gefahren, in Unseren Tagen, sage Ich, der Regierung der Weltkirche erwachsen würden aus der weltlichen Regierung einer noch so kleinen Bevölkerung?» Die folgende Skizze mag dafür einen Beleg bilden.

Weder die internationale Garantie noch ein ausgedehnter Kirchenstaat boten je eine sichere Gewähr für die Unabhängigkeit des Papstes, die sicherste Garantie war immer ein sittlich grosser und ein religiöser Papst. Und anders wird es in Zukunft nicht sein. «Wo könnten wir eigentliche Garantien finden, wenn nicht in der Ueberzeugung unserer guten Gründe, wenn nicht in der Gewissenhaftigkeit und im rechtlichen Sinn des italienischen Volkes und noch mehr in der göttlichen Vorsehung, in jenem nie versagenden göttlichen Beistand, der der Kirche versprochen ist und der ganz besonders sich auswirkt durch den Vertreter und Statthalter Gottes auf Erden? Was für Garantien sich übrigens erhoffen lassen auch von einem ziemlich ausgedehnten Kirchenstaat, wie er einst auf der politischen Karte Europas figurierte, das hat man gesehen aus dem, was die Mächte taten, oder besser gesagt, nicht taten, um seinen Untergang zu verhindern. Vielleicht vermochten sie es nicht einmal. Aber wenn die menschlichen Verhältnisse und ihre sich wiederholende Geschichte so beschaffen sind, wie können Wir da sichere Garantien für die Zukunft suchen?» Ungleich stärker als einstmals der Kirchenstaat geschützt wurde durch katholische Söldner aus aller Herren Länder, stützt sich heute die Macht des Papsttums auf eine frisch aufblühende katholische Aktion in der ganzen Welt, der Pius XI. das schöne Ziel setzte: «Der Friede Christi im Reiche Christi».

I. Aufhebung des Jesuitenordens. Wahl Pius VI.

Am 21. Juli 1773 unterzeichnete der edle Klemens XIV. das denkwürdige Breve Dominus ac Redemptor zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Am 16. August wurde es an die Bischöfe des Erdkreises versandt. «Angעהauht vom göttlichen Geiste, wie wir vertrauen, durch die Pflicht getrieben, die Eintracht der Kirche zurückzuführen, überzeugt, dass die Gesellschaft Jesu den Nutzen nicht mehr stiften kann, zu dem sie gegründet worden, und von andern Gründen der Klugheit und Regierungsweisheit bewogen, die wir in unserm Gemüte beschlossen halten, heben wir auf und vernichten wir die Gesellschaft Jesu, ihre Aemter, Häuser, Institute.»

Ein langer Kampf, der auf beiden Seite mit der grössten Zähigkeit geführt worden, war zu Ende. «In diesem Kampfe handelte es sich nicht bloss um das Schicksal eines kirchlichen Ordens; es handelte sich für den Hl. Stuhl darum, seine Macht wieder zu erobern oder ihr auf immer zu entsagen. Die Jesuiten waren nur eine Gelegenheit: sie bildeten die Form, nicht den Inhalt der Streitfrage» (St. Priest). Bekannt sind ja Voltaire's Worte an Helvetius (1761): «Einmal fertig mit den Jesuiten, werden wir gewonnenes Spiel haben gegen die Infame.» Der Papst glaubte dem Frieden der Kirche diesen schweren Federstrich schuldig zu sein — er unterschrieb seinen eigenen Verhaftungsbefehl. Der Philosoph von Saneouci sah klarer als der gute Ganganelli: «Welch unseliges Jahrhundert für den römischen Hof! Man verjagt seine Leibgarde aus Frankreich und Portugal.»

Gewiss waren die Jesuiten nicht schuldlos. Abgesehen von den Verfehlungen Einzelner, die nicht ohne weiteres dem Orden zur Last zu legen sind, ist es doch bezeichnend, dass sie es nicht verstanden, dem Ansturm der ihnen feindlichen Literatur etwas anderes entgegenzustellen als die alten Verdammungsurteile. «Man kann es kaum begreifen, dass weder sie selber noch auch andere mit ihnen verbündete Gläubige ein einziges originelles und wirksames Buch zur Verteidigung hervorbrachten, während die Arbeiten ihrer Gegner die Welt überschwemmten und die öffentliche Ueberzeugung fesselten» (Ranke). Wie so oft in der Geschichte, rächte sich die literarische Rückständigkeit kirchlicher Kreise.

Die grosse Revolution hat gewiss tiefere Ursachen als die Aufhebung des Jesuitenordens. A. M. Faire sieht (1828) in der Vertreibung der Bour-

bonen ein Strafgericht Gottes dafür, dass sie vor allem für die Vertilgung des Ordens eingetreten waren. «Die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel, der Herzog von Parma, alle sind von ihren Thronen gestürzt worden; wir sahen sie alle gefangen oder umherirrend in den Ländern Europas. Die Herrscher von Russland, Preussen, England waren allein von dieser Aechtung ausgenommen: et nunc reges, intelligite!» Warum fügt der Rhetor nicht auch — den Papst hinzu? Man wird die Bedeutung jenes päpstlichen Breve nicht überschätzen, wenn man es, nicht als Ursache, sondern als treffendes Symptom für den inneren Wandel der Zeit, an den Beginn der Revolution stellt, die den Kirchenstaat wegfeigen sollte. Die Unterdrückung der Jesuiten war der erste Akt, der erste Sieg der grossen Revolution. «Weisen Männern — meint Johannes v. Müller — wurde bald bemerklich, dass eine gemeinschaftliche Vormauer aller Autoritäten gefallen war.» Spöttisch sprach Voltaire von den «weiland sogenannten Jesuiten»; bald aber kam die Revolution auch über «die weiland Priester, die weiland Adeligen, die weiland Könige» (Ravignan). So mag Ludwig XVIII. nicht Unrecht haben: «Die Vernichtung der Jesuiten in Frankreich ist eine der ersten Ursachen unseres Unglückes gewesen.»

Povero Papa, che potea fare! rief der letzte Kirchenlehrer aus, als er die Aufhebung mit seinen Mönchen besprach. «Die Angelegenheiten der Kirche», bemerkt derselbe hl. Alfons von Liguori in einem Briefe vom 12. Juni, «gehen von Tag zu Tag schlechter. Msgr. Rosetti, der von Rom kommt, hat mir Dinge gesagt, über die man weinen muss. Der Papst ist in der grössten Betrübnis; er hält sich immer eingeschlossen; er gibt niemand Audienz und fertigt keine Geschäfte ab.» Wenn wir dem Urteil zweier Päpste, Pius VII. und Gregor XVI., glauben dürfen, bedarf es wahrlich des Giftmärchens, das man gegen das offenkundige Zeugnis der Aerzte den Söhnen Loyolas anhängte (d'Alembert), nicht: Gleich nach der Unterzeichnung des Breves wirft der Papst die Feder auf die eine, das Papier auf die andere Seite; er verliert den Kopf. Ganganelli war eine zu edle Seele, um nicht nach dieser verantwortungsvollen Tat in eine ähnlich düstere und aufgeregte Stimmung zu verfallen, die keinen zweiten Nachfolger befiel, nachdem er seinen Namen unter die Artikel von Fontainebleau gesetzt hatte. «Er ist gegen Ende seines Lebens — bemerkt d'Alembert spöttisch — in verdriesslicher, mürrischer Laune gewesen und das hat dazu beigetragen, seine Tage abzukürzen.»

Am 22. September 1774 starb Klemens XIV. Wie man ihn auch beurteilen mag, es fällt schwer, ihn zu verurteilen. Aber seine Tat, die ewig mit seinem Namen verknüpft bleibt, war eine der verhängnisvollsten Massnahmen in der Geschichte des Papsttums. Wie sehr unsere Sympathie für ihn sprechen mag, man muss ihn der grössten Kurzsichtigkeit in seinem

eigenen Interesse anklagen. «Seit Aufhebung der Gesellschaft Jesu», sagt der ihr feindlich gesinnte Bourgoing, «sah man die päpstliche Autorität deutlich ihrem Untergange zuneigen!» «Der König, mein Gebieter», durfte am 19. November 1774 der spanische Gesandte Florida Blanca dem Dekan des hl. Kollegiums sagen, «erwartet, dass man ihm für die Gefangenen der Engelsburg haftet und sie nicht in Freiheit setze.» Das war der Ton, an den das Pontifikat Klemens XIV. die fremden Minister gewöhnt hatte.

Die allgemeine Weltlage hatte sich im 18. Jahrhundert sehr zu Ungunsten der Kirche und des Papsttums verändert. Die katholischen Mächte waren im Niedergang begriffen, die protestantischen im Aufschwung. Das protestantische Preussen hatte sich über das katholische Oesterreich, England über Frankreich erhoben, Spanien, einst die Vormacht der politischen Gegenreformation, war wie die kleineren katholischen Staaten zur Ohnmacht verurteilt, das katholische Polen war dem Untergang geweiht, neben ihm erhob sich immer drohender die russische Grossmacht. Die Ueberlegenheit der nicht-katholischen Welt war nicht ohne Einfluss auf die katholischen Mächte. Das protestantische Landeskirchentum war zum Vorbild auch der katholischen Fürsten geworden. So suchte man überall das selbständige kirchliche Leben unter die staatlichen Fesseln zu zwingen. Und die Christen, grossmütiger als ihr Meister, gaben alles dem Cäsar hin. Schon sprach man offen vom Ende der päpstlichen Macht, auch in katholischen Ländern. Die rationalistische Philosophie sah ihren Stolz darin, die Wurzel der geistlichen Autorität zu untergraben. So war die Lage des Papsttums in jenen Zeiten düster.

Mit Spannung wartete die Welt nach dem Tode des unglücklichen Franziskanerpapstes auf die Wahl des Nachfolgers. Nach längerem Konklave bestieg Kardinal Giovanni Angelo Braschi am 15. Febr. 1775 den Stuhl des hl. Petrus. Seine Wahl war nicht, wie man behauptet hat, das Werk der Fürsten, sondern das Ergebnis merkwürdiger Umstände. Eine kluge Zurückhaltung besonders in der Jesuitenfrage war für Braschi allerdings von grösstem Nutzen. Selten ist eine Papstwahl freudiger begrüsst worden — einer jener edlen Fürsten bestieg den Thron, die so glückverheissend beginnen, und durch tragisches Geschick so traurig enden, dass ihre Regierung wie ein Bild menschlicher Unzulänglichkeit erscheint und den stillen Beobachter mit tiefer Wehmut erfüllt. Die Persönlichkeit des neuen Papstes verhies neues Leben. Im Jahre 1717 in Cesena aus einer adeligen Familie geboren, erhielt er im Jesuitenkolleg der Vaterstadt seine Erziehung, worauf er sich in Ferrara dem kanonischen Rechte widmete. Hier war der talentvolle junge Mann von blendender Schönheit und feinen Manieren bald der Vertraute des Kardinallegaten Ruffo, mit dem Beinamen il vecchio, der ihm stets ein warmer Freund blieb. Er charakteri-

sierte 1740 den späteren Papst: «Il mio Abbate Braschi è un giovane, che dee correre nel mondo un luminoso destino; lo amo perchè è laborioso, sa molto, e non è pedante. Inoltre in tutte l'occasioni l'ho sperimentato più illibata onestà.» Schon beim Tode Klemens XII. soll ihm Leonard von Porto Maurizio die höchste Würde verkündet haben. Da Ruffo als Dekan des hl. Kollegs in Rom blieb, machte er Braschi zum Auditore für das Bistum Velletri und Ostia, wo sich reichlich Gelegenheit bot, mit den Schäden der Campagna und den Schrecken des Banditentums in Berührung zu kommen. Der österreichische Erbfolgekrieg, der am 11. August 1744 General Browne bis Velletri führte, wo es ihm fast geglückt wäre, Karl III. gefangen zu nehmen, bot dem fähigen Mann ein neues Arbeitsfeld. Benedikt XIV. machte ihn zu seinem Geheimekämmerer, wegen seiner schönen Schrift 1755 zum Amanuensis und zugleich zum Kanoniker von St. Peter. Nach dem Tode des Papstes wurde er Auditor des einflussreichen Kardinals Carlo Pezzonico und bald auch Prälat (1759). Im Kampfe gegen die Jesuiten zeigte er weise Zurückhaltung, um keine Partei abzustossen; dafür bekam er von seinen Gegnern den Ehrentitel «il furbo Romagnuolo». Ein Zeichen hohen Vertrauens war es, als Braschi nach dem Hungerjahre 1764, da die päpstliche Finanznot masslos traurig war, zum Tesoriere, Schatzmeister der hl. Kirche ernannt wurde. Er verwaltete mit Geschick einige Jahre hindurch die päpstliche Kammer; das sonst so spottlustige Rom hatte ihm nichts vorzuwerfen. 1773 erhielt er den Purpur. Obgleich einer der jüngsten Kardinäle, wurde Braschi einstimmig gewählt, als Lissabon und Wien von ihrem Proteste abstanden.

Von makellosem Wandel, grosser Milde und von Herzen fromm, zeichnete den neuen Papst eine seltene Erhabenheit und Anmut der äusseren Erscheinung aus. Dafür spricht auch die Marmorstatue Canovas in der Confessio St. Petri. Selbst auf Mormont, den Napoleon nach dem Frieden von Tolentino nach Rom sandte, machte die Gestalt des «ehrwürdigen Greises», der ihm voll Geist und Güte entgegentrat, einen unauslöschlichen Eindruck. Protestanten verglichen ihn mit Titus und nannten ihn die Wonne des Menschengeschlechtes. «Er flösst einem zugleich die tiefste Verehrung und die aufopferndste Liebe ein», berichtet Canova, selbst ein Mann von feinsten Formen und grosser Liebenswürdigkeit. Von der wahrhaft edlen Natur des Papstes zeigt seine Behandlung Consalvis, die dieser in seinen Memoiren schildert. Selten mag ein so edler, milder und grossmütiger Geist in einem so majestätischen Aeussern gewohnt haben. Das ganze Wesen Pius' VI. war Würde und Hoheit.

II. Ueberblick über die innere Lage des Kirchenstaates.

Ein Heer von Missbräuchen harrete des neuen Papstes. Das Mittelalter, ohne seine hohen Lichtseiten, nur mehr von Schatten lebend, schien sich, überall nun bekämpft durch reformeifrige Fürsten, im Kirchenstaat bequem gebettet zu haben. Ein kurzer Rundblick auf die verschiedenen Zweige des staatlichen Lebens macht das ernst gemeinte Argument des Jesuiten Peronne, das Temporale sei zu erhalten, damit die Menschheit wenigstens an einem Beispiele das Muster eines Idealstaates bewundern könne, hinfällig.

Der Nepotismus der alten Form war längst in der grossen Reform des 16. Jahrhunderts gefallen, aber der sog. «kleine Nepotismus» trieb noch üppige Zweige, besonders unter Gregor XIII., Clemens VIII., Urban VIII. und dem letzten Vertreter, Pius VI. Diesem Nepotismus schrieb das Volk die vielfachen Schäden der Finanzverwaltung zu, nicht ohne Grund, wie uns das Beispiel des Herzogs von Braschi zeigen wird.

Der Papst hatte längst das hl. Kollegium zum beratenden Institut herabgedrückt und sich im Sinne der Zeit zum absoluten Herrn auch in weltlichen Dingen gemacht. Längst waren auch die munizipalen Selbständigkeiten zum leeren Schein geworden: «Servono piuttosto per apparenza, che per assistenza del governo», meldet schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts die venetianische Relation. Doch ist der Absolutismus nur in der Form von jener verletzenden Schärfe, die Wirklichkeit war gemildert, schon durch einen gütigen Papstgreis, noch mehr durch altehrwürdige Gepflogenheiten, über die man sich selten hinwegsetzte.

Während vorher, noch stark unter Leo X., die päpstlichen Beamten mit Laien durchsetzt waren, die sich selbst zu den höchsten Stellen empor-schwingen konnten, wurde das Laienelement seit der Gegenreformation immer weiter zurückgedrängt. Sixtus V. ist der Hauptbegründer der Regierung durch die Kongregationen, die ja gegenüber Willkür und ewigem Wechsel der Beamten einen gewissen Halt boten, aber auch die Laien mehr und mehr von den höheren Beamtenstellen abdrängten. Besonders seit Gregor XIII. bildet die Prälatur den normalen Weg zu ihnen. Das führte dazu, dass dadurch oft gerade die besten Kräfte beiseite gesetzt wurden. Daher denn die früh entwickelte Abneigung gegen das Governo dei Preti, die grosse Schar der entgeistlichten Prälaten, denen man seither, mit grossem Unrecht, alle Uebel zur Last legte. Schon um 1650 bildete sich die fixe Idee, eine geistliche Regierung sei an sich verderblich, eine Ansicht, die das allgemeine Urteil über die Zustände im Kirchenstaat vielfach so verhängnisvoll entstellt hat.

Das Bestreben der Päpste, das Land den verderblichen Aussen-Einflüssen wo möglich zu entziehen, entzog es auch den guten Wirkungen wirtschaftlichen Austausches, ohne jene auf die Dauer abhalten zu können. Handel, Industrie und Ackerbau blieben daher weit zurück hinter dem, was anderswo mit gleichen oder schwächeren Mitteln geleistet wurde. Allerdings entschuldigt die Geschichte vieles: es ist diese Abneigung gegen jede unternehmende Arbeit ein Erbstück des alten Roms, und die ewigen Fehden der mittelalterlichen Barone liessen Handel und Ackerbau nie recht zur Blüte kommen. Einzelne Päpste übrigens, wie Gregor XII., Sixtus IV. und Julius II. taten viel zur Hebung der Bodenreform im Kirchenstaat. Unter Paul IV. konnte man 200,000 Hektoliter Getreide ausführen. Aber zu Wohlstand kam das Land nie. Die venetianische Relation von 1650 meint: würde ein weltlicher Monarch den Kirchenstaat leiten, so könnte er zu hoher Blüte kommen, selbst zu Reichtum, da der Boden und die Bevölkerung alle Bedingungen dazu enthalte. So aber müsse man fast alles vom Ausland beziehen. Quasi tutte le cose, che si usano, sono portate da paesi forastieri. Ein Hauptgrund dieser Zustände lag in den auf die gesamte Welt gerichteten Bestrebungen und der universalen Einstellung der Kurie, hinter denen die Bedürfnisse eines einzelnen Landes zurücktreten mussten. Für die Regierung des Kirchenstaates war es weiterhin ein grosser Nachteil, dass seine Fürsten meist in höherem Alter zur Regierung kamen, wo die Lust zu rücksichtslosen Reformen, die naturgemäss immer gegen wohlerworbene Rechte der oberen Schichten gerichtet sein mussten, nicht mehr in genügendem Masse vorhanden war. Verhängnisvoller aber war noch für den Kirchenstaat der stete Wechsel von Fürst und System. In der Zeit von 1589 bis 1789 entsprachen 9 römisch-deutschen Kaisern, 7 spanischen Königen und 5 französischen — 23 Regenten des Kirchenstaates. Diese waren zudem nicht aus derselben Familie, sondern brachten in der Regel einen Systemswechsel mit sich. Die erschöpfte und doch immer wieder aufgepeitschte päpstliche Verwaltung verglich ein Kardinal trefflich mit einem Pferde, das, im Lauf ermüdet, aufs neue angetrieben werde und sich wiederum in Lauf setze, bis es erschöpft sei und hinsinke.

Nicht ohne Uebertreibung, aber nach der Wirklichkeit, schildert Alfieri den Kirchenstaat:

Vasta insalubre region, che Stato
Te voci nomando; aridi campi incolti,
Squallidi, oppressi, estenuati volti
Di popolo rio, codardo e insanguinato.

Selbst F. Beccattini, der im allgemeinen auf Pius VI. eine Lobrede hält, gesteht: mit Ausnahme der Türkei sei der Kirchenstaat das am schlechte-

sten verwaltete Land von ganz Europa — eine Uebertreibung, die oft wiederholt worden ist. Man darf nicht übersehen, dass viele der Uebel des Kirchenstaates auf Kosten der italienischen Kleinstaateri zu setzen sind und dass die Bevölkerung des Kirchenstaates an Arbeitsgeist nicht die Merkmale der nordischen Rassen aufweist. «Man vergisst nur zu häufig, dass sich aus Mittel- und Süditalienern keine Deutschen und Engländer machen lassen, dass die Arbeitsamkeit in dem Masse wie bei letzteren nicht von ihnen verlangt werden kann, ein anderer Masstab hier von der Natur der Dinge gefordert ist.» (Hergenröther.)

Die Ursache grosser Unordnungen war fast stets die missliche päpstliche Finanzverwaltung. Früher hatte das päpstliche Finanzsystem ganz Europa zur Nachahmung gedient. Allmählich aber lenkte man in gefährliche Bahnen, deren Konsequenz auf dem betretenen Wege zum Ruin des Landes führte. Schon um 1470 gab es im Kirchenstaat 650 käufliche Stellen. Sie stiegen durch Sixtus IV. und Leo X. auf 3500. Clemens VII. versuchte es zuerst mit indirekten Steuern: die berühmten *luogo di Monti* erstanden. Nach aussen bot die päpstliche Finanzverwaltung noch immer ein glänzendes Bild, und unter Paul V. war Rom der grösste Geldmarkt der Welt. Aber die gewaltigen Geldleistungen der Päpste für die Türkenkämpfe, die Unterstützung fast aller grösseren katholischen Unternehmungen des Erdkreises erschöpften die reichen Mittel päpstlicher Verwaltungskunst, die Staatsschuld stieg ins Unermessliche. Seit Sixtus V. hinterliessen die Päpste ihren Nachfolgern nur Schulden. Von 12,242,620 Skudi unter Klemens VIII. stieg die Staatsschuld auf 48,000,000 unter Innozenz X., auf 52,000,000 unter Klemens X. Im Jahre 1587 wurde bereits die Hälfte der Einkünfte, d. h. 715,913 Skudi, von den Zinsen der Schuld, die $7\frac{1}{2}$ Millionen Skudi betrug, verschlungen, 1599 bereits drei Viertel. Im Jahre 1800 waren die Staatsschulden auf 74 Millionen gestiegen, während die Jahreseinkünfte etwas über 3 Millionen betrugen — es war Zeit, dass die Revolution den Bankerott auf ihre Schultern nahm. In der Finanzwirtschaft war wie in der Rechtspflege die grosse Willkür verhängnisvoll, die sich an keine Rechenschaft gebunden sah.

Trotz allem war die päpstliche Regierung bei den Untergebenen nicht verhasst: wie das Volk selbst gewohnt war, sich gehen zu lassen, zu leben, ohne viel gequält zu werden, so verzieh es auch der Regierung, dass sie am guten Alten hing, in das man sich seit Jahrhunderten eingenistet hatte. Das Volk lebte zufrieden und man kann in gewissem Sinne sagen, glücklich. War die Justiz manchmal parteiisch, so doch selten streng. Die Steuern aber waren über die Massen gering. Eigentlich Arme zählte der alte Kirchenstaat wenig. Volk und Regierung lebten im allgemeinen durchaus in guter Harmonie.

III. Die Reformen Pius VI.

So übernahm der neue Papst eine schwere Bürde. Schon die ersten zwanzig Jahre seiner langen Regierung wurden mit Trübsalen heimgesucht, wie sie seit dem 16. Jahrhundert kein Papst hatte erdulden müssen. Seine letzten Jahre aber wurden zum Martyrium.

Die kirchlichen Verhältnisse der Zeit waren traurig, die öffentliche Meinung dem Papsttum durchaus ungünstig. Die politische Ohnmacht desselben war durch den Triumph der entnervten, aber tyrannischen Bourbonen nur gestiegen. Voltaires Zeitalter hatte keinen Sinn für die historische Grösse des Papsttums. Darum musste auch der in jener Zeit merkwürdige Versuch des Kardinals Orsini scheitern, der alle italienischen Staaten unter dem Vorsitze des Papstes zu einem Bunde vereinigen wollte. Dazu waren die Bourbonen, besonders aber die Habsburger, zu mächtig. Oesterreichs Machtstellung in Italien erreichte einen Glanzpunkt, als Leopold seine beiden Söhne, Franz, der ihm als Kaiser, und Ferdinand, der ihm in Toscana nachfolgte, mit neapolitanischen Prinzessinnen vermählte, während Franz von Neapel die Erzherzogin Klementine heiratete. Dagegen wurde 1788 durch den Tod Karls III. der Zusammenhang der spanischen und neapolitanischen Bourbonen gelöst. So hatte Oesterreich in der Folge den grössten Einfluss auch in Süditalien, während es im Norden die Lombardei, Modena und Toscana beherrschte. Nur der Kirchenstaat und Piemont hatten noch nationale Dynastien. Man versteht es, wenn schon damals der masslose und leidenschaftliche piemontesische Diplomat, Graf Joseph de Maistre, zur Ansicht kam: *cette maison d'Autriche est une grande ennemie du genre humain*. Selbst im Kirchenstaat, der sich gegenüber Oesterreich noch am meisten seine Freiheit zu wahren wusste, kam für unentschuldbare Torheiten mit der Zeit die billige Entschuldigung in Schwung: *L'Austria ci oblige*.

In kirchlicher Hinsicht brachten besonders die Reformen Josefs II. schwere Sorgen für den Papst. Die Reise des Papstes, den man wegen seiner gewinnenden Erscheinung *il persuasore* nannte, brachte trotz des grossen Eindrucks, den seine liebenswürdige und zugleich ernste Persönlichkeit jenseits der Alpen überall machte, keinen nennenswerten Erfolg. Papst und Kaiser trennten sich im Kloster Maria Brunn, drei Stunden von Wien, Josef II. befahl dem Kloster, für eine Inschrift zu sorgen und hob es noch am selben Abend auf, nachdem der Papst sich entfernt hatte (1782). Die Emser Punktation (1786) und die Bestrebungen des Febronius, hinter dem die geistlichen Kurfürsten Deutschlands standen, wollten das Papsttum wieder auf die Rechte beschränken, die es in den ersten drei christlichen Jahrhunderten ausgeübt hatte, und erkannten ihm bloss den Primatus hono-

ris zu. In Italien selbst verweigerte der König von Neapel, geleitet von Tanucci, und nach seiner Entlassung, die in Rom ungeheuren Jubel auslöste, von Marchese Caracciola, seit 1776 die allerdings veraltete Zeremonie, durch die der Papst als oberster Lehensherr anerkannt wurde. Auf den Protest des Papstes hin wurden die 7000 Dukaten «in piae oblationis significationem erga beatos Apostolos» angeboten und auf neuerlichen Protest vom 22. Juli 1788 die Zahlung ganz unterlassen.

In Toscana führte der aufgeklärte Bruder Josefs II., Peter Leopold, seine Reformen ohne Rücksicht auf die Rechte der Kirche durch, beraten von Pompeo Neri und Giulio Rucelai. Bei einer Bevölkerung von kaum einer Million Menschen fanden sich hier 12,000 kirchliche Personen. Montesquieu hatte einst von seiner Reise durch Toscana geschrieben: On ne peut, sur les chemins d'Italie, tourner la tête sans voir un moine, comme, dans les rues des villes, sans voir un prêtre. Leopold zeigte sich hier nicht so vorsichtig und zurückhaltend wie später bei seinen Reformen in Oesterreich, und schützte besonders Scipione Ricci in seinen antikirchlichen Bestrebungen.

So waren die äussere politische Machtfülle des Papstes und sein kirchliches Ansehen stark beschränkt und gefährdet durch die Missgunst der Zeit. Immer mehr forderten die Kabinette, immer weniger boten sie. «Es gestaltete sich alles zu einer Reihe von Kalamitäten, auf die Rom, einst der Schrecken der Fürsten, keine andere Antwort hatte als stummes, wenngleich würdevolles Ertragen.» (Brosch.) Es gab jetzt keine Nation, die nicht ihre Hand dazu bot, Rom zu demütigen. Dadurch war man an der Kurie gezwungen, im eigenen Hause, im Kirchenstaat, Ordnung zu schaffen. Pius VI. war vom besten Willen beseelt. Das zeigen seine energischen Anfänge. Das war übrigens fast immer so, und der beste Beweis dafür ist die Gründlichkeit, mit der beinahe jeder Reformpapst mit den Ueberresten seines Vorgängers aufzuräumen suchte. Man hat das scharf getadelt (Döllinger), und sicher war es eine Quelle vieler Uebel, weil den neuen Reformen von vorneherein nur eine kurze Frist gegeben war; aber es beweist den redlichen, wenn auch nicht immer einsichtsvollen Willen der einzelnen Regenten des Kirchenstaates.

Auch Pius VI. begann die Reformen bei einem Bruch mit den Helfern und den Prinzipien seines Vorgängers. Hatte Klemens XIV. den Jesuitenorden «angehaucht vom göttlichen Geist» aufgehoben, so dachte Pius lebhaft daran, wenigstens im Jahre 1792, den Orden als Vorkämpfer gegen die Revolution wieder herzustellen. Der spanische Gesandte d'Aranda trat damals mit grosser Wärme für den Plan ein. Kam er auch nicht zur Ausführung, so wirkte der Papst doch im Geheimen viel für sie, milderte besonders das harte Los der in der Engelsburg untergebrachten Mitglieder der aufgehobe-

nen Gesellschaft. Dem greisen, ehrwürdigen General hatte Pius persönlich viel zu verdanken aus der Zeit, da jener sich noch in seiner überaus einflussreichen Stellung befand. Konnte der Papst dem persönlich durchaus achtbaren Oberhaupte der Gesellschaft Jesu, das angesichts des Todes in einer ergreifenden Erklärung die Unschuld des Ordens beteuerte, in Rücksicht auf die Stimmung der katholischen Fürsten auch nicht die Freiheit geben, so liess er ihm doch alle möglichen Erleichterungen zukommen. Als Ricci bald darauf eines schönen Todes starb, hielt man ihm auf Befehl des Papstes am 20. November 1775 feierliche Exequien in der Kirche San Giovanni de' Fiorentini. Der Bischof von Comacchio rief ihn als Märtyrer aus, und sein Leib wurde neben seinen Vorgängern bestattet. — Bald räumte der neue Papst mit den Günstlingen Klemens XIV. auf. Neben den beiden Franziskanern Francesco und Bontempi hatte besonders Niccolò Bischì als Präfekt der Annona den grössten Einfluss behauptet. Der Prozess, wenn man ihn so nennen will, wider Bischì gibt einen klaren Einblick in die damalige Finanzwirtschaft des Kirchenstaates. Der Präfekt hatte 900,000 Skudi empfangen, um dafür während der Teuerung 1771/72 Getreide zu kaufen. 200,000 Skudi — rechnete Bischì der Kammer vor — habe er bei ihr noch gut; 36,000 Skudi habe er für Reisen verwendet, 18,000 Skudi für hl. Messen zum Troste der Armen Seelen und um eine gute Ernte usw. Im August 1777 jedoch rechnete ihm die Kongregation, die der Papst zur Untersuchung eingesetzt hatte, vor, dass er der päpstlichen Kammer noch 362,000 Skudi schulde. Nach neuen Gegenbeweisen wurde er dann anfangs 1778 zur Zahlung von 282,000 Skudi verurteilt. Der spanische König wies ihm eine jährliche Pension von 1500 Skudi zu, um ihn vor dem Elend zu bewahren.

Trotz des Tiefstandes der päpstlichen Finanzen griff nun Pius VI. mit Eifer nach kostspieligen Unternehmungen, auch hier im grellen Gegensatz zum einfachen Wesen seines Vorgängers, der für sparsamen Haushalt zu sorgen gesucht hatte. Viel gerühmt wird Pius VI. wegen der Trockenlegung der pontinischen Sümpfe. Ueberhaupt war er von Anfang an darauf bedacht, den Ackerbau zu heben. Im Jahre 1720 waren im Agro Romano 22,000 Hektar angebaut, 1762 nur mehr — 9000; unter Pius VI. wurden es wieder 30,000, drei Vierteile des anbaufähigen Bodens. Davon entfällt der grösste Gewinn auf die Austrocknung der pontinischen Sümpfe: 18,651 Hektar. Der grösste Teil wurde zu Baumpflanzungen, 3414 Hektar zu Getreidefeldern, 2585 Hektar zum Maisbau verwendet. Die Tatkraft eines Appius Claudius, die Macht eines Augustus, die Willensstärke eines Bonifaz VIII. und Sixtus V. wie die Klugheit eines Martin V. und Leo X. waren bereits an diesen schwierigen Unternehmen gescheitert, weil man die Ursache des Uebels nicht genügend erkannte. Pius VI., der schon unter seinem Vorgänger als Tesoriere die Trockenlegung der Sümpfe

angeregt hatte, besuchte als Papst jene Gegenden neuerdings und beschloss die Anlage einer Strasse. Man stellte die Via Appia wieder her und nannte sie Via Pia. 1783 war sie vollendet. Zu gleicher Zeit legte man einen grossen Kanal an; aber hier war es zum grossen Schaden, dass der Papst eigenmächtig dessen Richtung parallel zur Strasse bestimmte. Erst als man grosse Summen verbaut hatte, erwies sich diese Linie als nutzlos. Im Jahre 1779 hatte man auf diese Weise für ein Drittel des Unternehmens bereits die für das Ganze berechnete Summe ausgegeben. Neue Geldmittel zu schaffen, gründete der Papst den Monte delle Paludi. Ebenso wurden jetzt die tüchtigsten Fachleute ausgewählt. Lodovico Benek und Gaetano Danini sollten das grosse Werk leiten, der tüchtige Vermesser Sani hatte eine topographische Karte der zu trainierenden Gebiete aufzunehmen und anzugeben, wo man mit der Arbeit einsetzen sollte.

Ohne Zweifel hat sich Pius VI. durch dieses Werk um die römische Kampagna die grössten Verdienste erworben, und es wäre lächerlich, ihm einzelner Missgriffe wegen, die mitunterliefen, jenen Ruhm abzusprechen, den ihm die Zeitgenossen reichlichst erteilten. Es sei das Urteil des Engländer Lord Fitz William angeführt, der in seinen Briefen des Atticus schreibt: «Die pontinischen Sümpfe zwischen Rom und Neapel, diese ausgedehnte Provinz, ehemals eine verpestete und öde Strecke sumpfigen Landes, nur mit Hilfe von Schiffen zugänglich, fand sich im Jahre 1794 in dem Zustande der besten Kultur, von schiffbaren Kanälen und grossen Strassen durchschnitten, und brachte zugleich mehr hervor, als zur Unterhaltung einer zahlreichen und blühenden Kolonie, welche sich mit Ackerbau und Manufakturen beschäftigte, nötig war. Dieses grosse Werk war dem hochseligen Papst Pius VI. vorbehalten, welcher es in den ersten achtzehn Jahren seines glorreichen Pontifikates unternahm und ausführte. Wären die pontinischen Sümpfe in England gewesen, niemals würden sie ausgetrocknet worden sein.»¹ Aber zu tadeln ist gewiss ein anderer Begleitumstand. «Man muss — sagt C. Cantù^{1a} — bedauern, dass ein Werk, an Grösse der alten Römer würdig, dazu missbraucht wurde, dem Nepoten des Papstes ein Fürstentum zu gründen.» Unter den etwa dreissig Familien, denen man das weite gewonnene Gebiet seit 1791 in Pacht gab, bekam der Herzog Braschi, dem der Papst auch einen glänzenden Palast bauen liess, die weitaus grössten Teile.² «Man ersieht deutlich, dass die Finanzpolitik im Kirchenstaate mehr eine Gefälligkeitspolitik zum Besten Einzelner, durch

¹ Bei Gournerie, «Das christliche Rom», 2, 113.

^{1a} Storia degli Italiani, 6, 128.

² Dafür finden wir unter den römischen Fürsten, die 1870 bei der Beraubung Pius' IX. auf Seite der Piemontesen standen, den Herzog Braschi, den Grossneffen Pius' VI.!

Kurialverbindungen bevorzugter Geschlechter war, eine ‚Grossmut auf Staatskosten‘». ^{2a}

Für die Staatskassa war das verdienstvolle Unternehmen zunächst keine Hilfe: während die Pacht jährlich bloss 32,000 Skudi eintrug, beliefen sich die Zinsen der Schulden, die man gemacht hatte, auf 55,000. Wenn auch bei der niedrig gehaltenen Pacht die Rücksicht auf Familieninteressen keine unbedeutende Rolle spielte, so darf man es andererseits dem edelgesinnten Papste um so höher anrechnen, dass er trotz der ungünstigen Ergebnisse für den Staatshaushalt nicht von dem kostspieligen Unternehmen abliess. Auch in anderer Weise suchte Pius VI. das Landvolk zu heben. Die Allodien der Familie Rovere gab er dem Haus Albani bis zur dritten Generation in Erbpacht, wobei die Pachtsumme ebenfalls zu niedrig bemessen war und nur 17,000 Skudi jährlich betrug. Am Lago di Bolsena wurde in günstiger Lage ein ganzes Dorf angelegt, um die Einwohner eines ungesunden Nachbardorfes, das man aufgehoben hatte, aufzunehmen. Willkürlich griff der Papst durch sein Handschreiben vom 16. September 1779 an den Kardinal Camerlengo C. Rezzonico in der Rechte der Grundherren der Campagna ein: die Pächter konnten den Grundherren den Jahreszins ganz oder teilweise oder zeitweilig — nach dem Belieben der dazu eingesetzten Kongregation — entrichten. Eine Massnahme, die wohl den Vorteil der armen Pächter berücksichtigte, die sich aber verhängnisvoll auswirkte.

Begründeten Anstoss zu bittren Klagen bot das Institut der *Annona*, das man im 16. Jahrhundert zur Ueberwachung der Getreidepreise und Ausführung der Agrikulturgesetze gegründet hatte. ^{2b} Es erwies sich schädlich für den Verkehr wie für die Staatskasse. Jeden Monat wurde das Gewicht des Pagnotto, das stets nur einen Bajocco kosten durfte, bestimmt; die Bäcker hatten sich bei schweren Strafen daran zu halten. Niemand durfte Getreide verkaufen. Die Regierung kaufte es teuer ein, um es dann etwas billiger an das Volk abzugeben. Selbstverständlich hing der gemeine Mann, der nur das Alltagsleben überschaute, mit ganzer Seele am Institut der *Annona*, machte sie aber auch in kindischer Naivität verantwortlich für jede Teuerung. In den Jahren 1779 bis 1780 wurde der Oelhandel ebenso monopolisiert und die *Annona olearia* gegründet: um einen festgesetzten Preis hatten die Produzenten ihre Vorräte nach Rom zu bringen. Daneben bestand dann noch die *Prefettura della Grascia* für die animalischen Produkte; dieses Amt kümmerte sich um das ganze Gebiet der Landwirtschaft und Viehzucht, ohne viel Nutzen zu stiften. Nachdem noch Benedikt XIV.

^{2a} Brosch, 2, 152.

^{2b} Vgl. Ranke, Meisterwerke, 8, 103.

grosse Lagerhäuser für die Praefectura Annonae gebaut hatte, nahm sich nun Pius VI. mit allem Eifer dieser Institute an. Erst unter seinem Nachfolger fielen sie, zum grossen Aerger des niedern Volkes, der Einsicht des Kardinals Consalvi zum Opfer. Neben einem geistlichen Präsidenten und einem Assessor bestand die Praefectura auch aus vier weltlichen Mitgliedern. Es ist selbstverständlich, dass dieses Institut einen ungeheuren Schmugglerbetrieb ins Leben rief. Infolge der Hemmungen durch die Annona konnten sich Handel und Verkehr nie recht entwickeln. Pius VI. tat hier einen grossen Schritt nach vorwärts: am 7. Juni 1777 fielen die Zwischenzölle in den Provinzen. Nur in Bologna blieb die Zollgrenze bis 1792 stehen. Zu Ancona wurde der Hafen mit grossen Kosten hergestellt und am Eingang ein Leuchtturm erbaut. Es wurde bereits angedeutet, dass der Papst die Wiederaufnahme der Via Appia in der alten Richtung über Albano nach Terracina, wo man Anschluss an Neapel hatte, befahl. Ebenso begann man die Verbindung des Strassennetzes mit Toscana herzustellen, die Strasse von Rom nach Terni wurde verbessert, der spätere Kardinal Gonoli, damals Gouverneur von Loreto, legte die Strasse von Ancona an. So geschah viel für die Hebung des Verkehrs trotz grosser Hindernisse und trotz der schwierigen Lage der Staatsfinanzen. Manche gute Unternehmung dieser Zeit schrieb man später, wo es galt, die Unfähigkeit der päpstlichen Regierung zu beweisen, der napoleonischen Herrschaft zu.

Doch einer gedeihlicheren Förderung des Handels standen die enormen Prohibitivzölle im Wege. Mit den Fürsten seiner Zeit war Pius VI. ein Anhänger des Merkantilismus. Der Zoll forderte von fremden Waren bis zu 60 Prozent ihres Wertes. Ausgeführt wurde aus dem Kirchenstaat besonders Hanf, Seide und Wolle. Damit konnte man freilich lange nicht aufbringen, was man an Fischen, Fleisch, Gemüse und namentlich Industriewaren aller Art einfuhrte. Da der Rest schuldig blieb, musste das Volk in immer grössere Armut kommen. Schwere Schädigung brachte dem Handel auch das Banditenwesen, das noch immer manch schöne Blüte trieb. Unter der Regierung Klemens XIII. gab es im Kirchenstaat nicht weniger als 12,000 Morde.

So war es bei aller Anstrengung dem redlichen Streben des Papstes nicht gegönnt, einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Wie fast immer lag der Hauptgrund in der trostlosen Finanzlage. Klemens XIV. hatte ihr aufzuhelfen versucht durch Einschränkung des päpstlichen Haushaltes, Verminderung des Heeresbudgets, durch Aufhebung von Steuerexemptionen, Pfründenvakanz: Mittel, die wohlgeeignet waren, den Papst verhasst zu machen, aber für die Besserung der Finanzen ohne besondere Wirkung blieben. Die Hinterlassenschaft von 1500 Skudi sind der Beweis. Hatte der unglückliche Vorgänger also die Finanzen heilen wollen durch Ver-

minderung der Ausgaben, so wollte der prachtliebende Pius VI. davon nichts wissen: sein Ziel war die Vermehrung der Einnahmen. Um 75,000 Skudi überstiegen die Ausgaben seines ersten Pontifikatjahres jene unter Benedikt XIV. und Klemens XIII., um viel mehr aber die des sparsamen Vorgängers. Der Papst wollte der Geldnot ein Ende machen durch eine vollständige Neuerung des Steuersystems. Der geplanten Reform legte er den richtigen Gedanken zu Grunde, dass die Zahl der Abgaben zu vermindern, aber die Rentabilität derjenigen Steuergattungen, die man bestehen lasse, mit allem Nachdruck auszunützen sei.³ Pius VI. wollte zunächst die öffentlichen Abgaben auf drei beschränken: Mehl-, Salz- und Bodensteuer. Die Grundsteuer ergab jährlich 400,000 Skudi. Diese Summe gedachte der Papst zu verdoppeln. Man musste nur zur Anlegung des Katasters schreiten, wie das in vielen Staaten bereits mit Erfolg durchgeführt war, und mit den zahllosen Privilegien aufräumen, die Adel und Klerus besaßen. Aber die Kongregation von vier Kardinälen, welche hierüber beraten sollte, hatte unermessliche Schwierigkeiten zu überwinden; besonders der reiche Adel stemmte sich mit aller Macht gegen die Anlegung des Katasters. Nach mehreren vergeblichen Versuchen traf Pius VI. endlich im Jahre 1781 energische Massnahmen — nachdem man drei Jahre fruchtlos gearbeitet hatte. Zur Verhütung von Betrug durch die Feldmesser sollten acht Advokaten im Verein mit Sachverständigen die ganze Arbeit überwachen, jeder einen ihm zugewiesenen Teil. Aber nach weiteren zwei Jahren sah der venetianische Botschafter G. Zulian immer noch den blossen — Plan zur Ausführung. Es kam in Rom, wo man die Anlage des Katasters mit höchstem Misstrauen verfolgte, zu ungeheurer Erregung. Zudem glaubte man, dass ein grosser Teil der Steuern ausser Landes kämen und dachte dabei besonders an die Spekulationen des Papstnepoten, der sich mit Eifer an der Agiotage beteiligte. Die Scheidemünze schwand, eine Unmenge Papiergeld wurde ausgegeben, das Agio auf Silber und Gold war zur Gewohnheit. Bei zweiundeinhalb Millionen Skudi an Einkünften hatte die Kammer ein jährliches Defizit von 300,000 Skudi, obgleich man das Erträgnis der Steuerzahlungen auf Jahre hinaus erhoben hatte. Das Wort des venetianischen Gesandten Zulian von dem *bilancio rovinoso* war nicht übertrieben, es ging dem Abgrunde zu. *Le cose interne dello Stato Pontificio sono nel più grande disordine, e decadendo sempre, sempre più diminuisce di forza e di autorità quel governo* (1783). Da man im Kirchenstaat die günstigsten Anleihen der Welt machte, liess sich Pius VI. durch seine grossen Unternehmungen zu weit fortreissen und liess in zwanzig Jahren Papierzettel für acht Millionen Skudi ausgeben. Trotzdem blieb der Kredit zunächst fest; 1783 verloren die Zettel um 5 %, *Die Hinterlassenschaft von 1500 Skudi sind der Beweis dafür, dass die unglückliche Vorgänger also die Finanzen*

³ Vgl. Brosch, 2, 158.

selbst 1795 nur um 7 %. Unheilbar wurde die Finanzlage erst durch die Unglücksschläge der Revolution.

Schon der Waffenstillstand von Bologna (1796) zwang den Papst zu einer Kontribution von 20 Millionen Livres, der Friede von Tolentino nahm ihm das halbe Land und forderte noch grössere Summen, so dass man bereits das Gold und Silber der Kirchen angreifen musste, von Privatpersonen Edelsteine abverlangte und erst jetzt zu Zwangsmassregeln schreiten musste, nachdem noch die Aufbringung der 21 Millionen den Wetteifer der römischen Aristokratie entfacht hatte. Fast alle Grundbesitzer und Geldleute hatten damals ihr Vermögen in Schuldverschreibungen verwandelt, so dass man fast drei Millionen Pfund Silber und vierzig Millionen Skudi Geld zusammengebracht hatte. So stand selbst um diese Zeit der Kredit der päpstlichen Kammer noch sehr hoch. Nachdem aber schon die Durchführung des Tolentiner Friedens die Anwendung der äussersten Gewaltmassregeln erfordert hatte, brachte die französische Revolution den Bankerott auch in den Kirchenstaat. Einzelne Bankiers freilich zogen den grössten Gewinn aus dem allgemeinen Verlust.⁴

Im engsten Zusammenhang mit den Finanzplänen des Papstes steht sein Eingriff in die kommunalen Rechte von Bologna, dessen Ziel vor allen grössere Einkünfte der päpstlichen Kammer waren. Man nahm als Vorwand die grosse Schuldenlast der Stadt und wollte die Steuern reformieren. Dahin sprach sich der Erlass des Kardinallegaten Buoncompagni-Ludovisi vom 16. August 1780 aus. Die Bolognesen aber rechneten in ihrer Denkschrift dem Papste, der von einem jährlichen Defizit von 30,000 Skudi gesprochen hatte, vor, dass sie sogar einen Ueberschuss von 66,700 Skudi hatten. Sie hatten die Keckheit, ihre Denkschrift allen Gesandten in Rom vorzulegen. In der Stadt kam es zu grosser Erregung, so dass das Militär verstärkt werden musste. Die Bolognesen hingen zäh an ihren alten Rechten, von denen sie im übrigen nichts mehr als den leeren Schein besassen. Das Recht, für Steueraushebung die Beamten selbst zu wählen, war der Mittelpunkt ihrer einst so grossen Freiheiten. Um so grösser war ihre Erbitterung, als man jetzt auch diese Ueberreste ihrer kommunalen Selbständigkeit beschneiden wollte. Der Volkswut über den päpstlichen Eingriff in ihre Freiheit schreiben einzelne Forscher zu, wenn die Bolognesen als die einzigen Bewohner des Kirchenstaates später die anrückenden Franzosen mit unverhohlener Freude aufnahmen.^{4a} Aber im Grund war ihr Widerstand lächerlich, da er weit über ein vernünftiges Mass hinausging und es sich im Grunde nur um leere Formen handelte. Für die päpstliche Finanzverwaltung ist die Episode freilich wenig rühmlich.

⁴ Vgl. Brosch, 2, 162 ff.

^{4a} Brosch, 2, 164.

Glänzender konnte Pius VI. seine Vorliebe für Kunst und Wissenschaft zeigen. Auch hier stach seine Eigenart lebhaft von dem Vorgänger ab, obwohl auch Klemens XIV. sich nicht unwesentliche Verdienste um die Kunst erworben hat. Aber gegenüber der Einfachheit des Franziskanerpapstes war die Prachtliebe Pius VI. doch auffallend. Immer fast hatte sich Rom gross in der Kunst gezeigt. «Man müsste von Natur verwahrlost sein, würde man nicht in irgend einem Zweige befriedigt.»⁵ Der Zauber der ewigen Stadt, das Versöhnende und Beruhigende, das der Zusammenklang von Religion und Leben, Kunst und Geschichte gerade auf die nordischen Besucher ausübte, nahm in jenen Tagen wieder stark zu.⁶ Erst 1768 war Winckelmann, der den Sinn der Antike neu lebendig gemacht hatte, in Triest ermordet worden, und 1779 starb zu Rom der hochgefeierte R. Mengs, der «pittore filosofo» und «nuovo Apelle», der «Raffaele di questo secolo», wie ihn die Römer nannten. Schon befand sich auch der junge Canova in Rom; sein erstes grosses Werk war hier das Grabmal Klemens XIV. in der Chiesa dei Santi Apostoli, daran reihte sich das Grabmal für Klemens XIII., das im Jahre 1795 enthüllt wurde. Als das versammelte Volk plötzlich die grossartigen Löwen und den knieenden Papst in heiliger Haltung sah, da hörte man nicht den Namen Canovas, sondern die Sansovinos und Michelangelos. Alles in der Persönlichkeit Pius VI. sprach dafür, dass er durchaus fördernd auf die Kunst einwirken sollte. Der berühmte Ennio Visconti hatte die Oberaufsicht über die Altertümer. Von grosser Wichtigkeit für die Kunstentwicklung in Rom war die Academia di San Luca, die im Jahre 1478 als Künstlerbruderschaft begründet und 1577 als Akademie bestätigt worden war. Im Jahre 1597 erhielt sie ihren Sitz am Forum bei der Kirche des hl. Lukas und bewahrte stets grossen Einfluss auf den Geschmack in Rom. Neben ihr bestand die kirchlich strenge Insigne Congregazione Pontificia dei Virtuosi al Pantheon, die 1543 gegründet worden war. Benedikt XIV. hatte endlich die Stiftung einer Academia del Nudo auf dem Kapitol gestattet (1750). Klemens XI. restaurierte 1734 den Konstantinbogen und legte im selben Jahr das kapitolinische Museum an, die erste öffentliche Antikensammlung Roms. Auf Anregung Braschis begann Klemens XIV. die Anlage des prachtvollen vatikanischen Museums, des Pio-Clementinum, das Pius VI. dann als Papst in glänzender Weise fortsetzte. Durch den Baumeister Simonetti liess er die Sala a croce greca⁷ zu dem Zwecke erbauen, um zwei Riesensarkophagen einen passenden Raum zu schaffen, die aus einem einzigen Block aus rotem Marmor hergestellt wurden. Sie enthielten die Gebeine der hl. Helena und Konstanzens, der Tochter Kaiser Konstan-

⁵ Spon et Wheler, Voyage d'Italie et de Grèce, 1, 39.

⁶ Vgl. Noack, Deutsches Leben in Rom 1700—1900.

⁷ In Gestalt eines gleicharmigen Kreuzes.

tins. Für die Ausbesserung und Neuaufstellung dieser Sarkophage gab der Papst allein über eine halbe Million Livres⁸ aus. Auch die Sala della Muse ist von Pius VI. erbaut worden. Er ist im Achteck angelegt und enthält die Statuen der neuen Musen, sowie um Wissenschaft und Kunst verdienter Männer. Um viele Kostbarkeiten bereicherte der Papst die Sala degli animali, die reichhaltigste aller Sammlungen von Tierbildern, die uns aus dem Altertum erhalten sind. Sehr verdient machte sich dabei Franzoni, der über Auftrag des Papstes viele treffliche Nachbildungen herstellte. In dem von Camporesi erbauten Rundsale della Biga liess Pius VI. einen von zwei Pferden gezogenen zweirädrigen Rennwagen aufstellen. Auch hier hat die geschickte Hand Franzonis ein Meisterstück geleistet, von ihm stammen die Räder und eines der Pferde.⁹ Ebenso tat Pius VI. viel für die Galleria dei Candelabri, die er durch Bogen in sechs Abteilungen gliedern liess.

Der Name des Papstes ist endlich auf ewig verbunden mit der Erneuerung und dem Ausbau der Sakristei von St. Peter, die durch ihre weite Masse fesselt, ein Werk, an dem der Baumeister Carlo Marchione acht Jahre lang (1776—1784) arbeitete. Das Unternehmen war aber etwas zu kostspielig angelegt und brachte auch nach der Vereinfachung des Bauplanes grosse Verwirrung in die päpstlichen Finanzen. Die Bauhütte von St. Peter¹⁰ war den Ausgaben schliesslich nicht mehr gewachsen, so dass der Fiskus eingreifen musste. Im Jahre 1781 musste das Papiergeld vermehrt werden, um den Bau fortsetzen zu können. Endlich war das Werk vollendet: drei Säle, durch Gänge verbunden, der mittlere Saal von einer Kuppel gekrönt.

Ungünstig für die Pläne des weitausschauenden Papstes war die ausgesprochen antiquarische Liebhaberei, wie sie in jener Zeit überall, nicht am wenigsten in Rom blühte. So konnte eine wahrhaft freie und frische Kunst und Wissenschaft keinen guten Boden finden. Einen fruchtbaren Anstoss gab die im 18. Jahrhundert gegründete Akademie Arcadia, deren Mitglieder sich bei Gravina auf dem Janiculus versammelten. Darüber berichtet uns auch Goethe, der bei seinem zweiten römischen Aufenthalt in die Gesellschaft aufgenommen wurde. Alfieri begann in Rom seine ersten Dramen zu schreiben, der gewandte V. Monti stellte sich zunächst in den Dienst des Papstes, in Rom lebten der grosse Visconti, der gelehrte Kardinal Borgia und Serassi. Beim französischen Gesandten oder dem spanischen Botschafter traf man sich zu geistvollen Abenden. Auch die nordische Künstlerin Angelica Kaufmann verkehrte in diesen Kreisen. Als man im Jahre

⁸ Vgl. Cosimo Stornajolo in dem Prachtwerk «Die Katholische Kirche unserer Zeit», 1, 346, mit guten Abbildungen.

⁹ Abbildung in «Die Katholische Kirche», 1, 35.

¹⁰ Fabrica di San Pietro.

1780 an der Appischen Strasse das Grab der Scipionen fand, ergriff eine Art geistiger Trunkenheit das ganze römische Volk. Hochverdient machte sich Pius VI. dadurch, dass er die Reste des päpstlichen Archivs, die sich seit den Tagen Klemens VI. noch immer in Avignon befanden, 1784 nach Rom kommen liess, unmittelbar bevor die Franzosen die alte Papststadt besetzten und dauernd wegnahmen. Die vatikanische Bibliothek vermehrte der Papst um fast 163 ausschliesslich griechische Kodices von San Basilio in Rom, um die griechischen Drucke der Bibliothek Salviati, die lateinischen Handschriften der Bibliothek Conti, den berühmten Codex Marschallianen und um 240 Manuskripte des Gelehrten Galletti. Das vatikanische Museum wurde durch Pius VI. um 2000 Statuen vermehrt. In der vatikanischen Bibliothek befinden sich in der Sammlung der heidnischen Gegenstände am Ende des rechten Flügels der langen Handschriften-Galerie in herrlichen Schränken eine grosse Anzahl kleiner antiker Gegenstände, die Pius VI. hier unterbringen liess. Aus dieser fruchtbaren Tätigkeit wurde der Papst durch die furchtbarsten Stürme herausgerissen, die bis dahin über das Abendland gekommen waren.

IV. Die Revolution bis zum Frieden von Tolentino.

Trotz der grossen Misstände, die sich im Kirchenstaat aufdecken liessen, wird man doch sagen müssen, dass er ein gutes Stück besser war als sein Ruf. Wir haben aber angedeutet, dass die öffentliche Meinung dem Papsttum und der Geistlichkeit, die im Kirchenstaat unumschränkt herrschte, feindselig war. Eine Reihe lebenswürdiger Päpste, allen voran der gelehrte Benedikt XIV. und der edle Klemens XIV., konnten die prinzipiell feindliche Gegnerschaft nicht eines Bessern belehren, obwohl selbst Friedrich II. von Preussen Benedikt XIV. bewundert hatte. Brosch (2, 110) nennt ihn «einen der besten Regenten aller Zeiten». Der Ausspruch Hadrians VI., des tragischen deutschen Papstes der Renaissancezeit: Pro dolor! Quantum refert, in quae tempora vel optimi cuiusque virtus incidat, gilt auch für die Päpste der Aufklärungsperiode. Die grossen Reformfürsten des Absolutismus waren sich eins in der Zurückweisung der überlieferten kirchlichen Ansprüche. Aber ehe sie noch ihr Werk vollenden konnten, kam über Priester und Fürsten, Staat und Kirche jener Sturm, den sie zum grossen Teil selbst verschuldet hatten. Die Fürstenhöfe, die sich gegen den Papst am kühnsten gezeigt hatten, hatten auch am meisten unter den Stürmen der grossen Revo-

lution zu leiden. Der Absolutismus barg, wenn auch gemässigt durch Aufklärung und Bildung, den Keim trägen Beharrens in sich, während die Völker nach Freiheit und gründlichen Reformen sich sehnten. Die Fürsten hatten wohl die weitgehendsten Reformen, besonders auf kirchlichem Gebiet, in Angriff genommen, machten aber bei sich selbst halt — wie das Papsttum im 14. und 15. Jahrhundert. Wie damals dieses mit leidenschaftlicher Wut angegriffen wurde, wandte sich jetzt der Zorn der Völker gegen die Fürsten. Die grosse französische Revolution zerstörte schonungslos eine tausendjährige Vergangenheit. Auf den Antrag eines Bischofs, Talleyrands, wurde am 2. November 1789 das gesamte Kirchenvermögen Frankreichs im Betrage von fast zwei Milliarden als Nationalgut erklärt mit der Begründung: «indem man der Geistlichkeit ihre Reichtümer entziehe, zwingt man sie, sich wirkliche Verdienste zu erwerben». Vergeblich hatte Mirabeau zuerst gerufen: «Lasst doch den Klerus schlafen!» Am 12. Oktober stellte auch er den Antrag, die Kirchengüter als Nationalvermögen zu erklären. Willkürlich griff man in die Rechte des Papstes ein durch Aufhebung der Ordensgelübde (1790) und durch eine neue Diözesaneinteilung im selben Jahr. Dazu kam noch die Constitution civile du clergé, nach der Departement und Diözese zusammenfallen sollten, so dass von den 136 Bischöfen 53 überflüssig wurden. Die Seelsorger sollten von den Gemeinden gewählt werden. Sieben Bischöfe und ein Viertel des niedern Klerus leisteten den Eid auf die neue Kirchenverfassung, gegen 200 Priester schritten zur Heirat.

Durch Breve vom 10. März 1791 erklärte der Papst die Grundsätze der Revolution als unvereinbar mit den Lehren der Kirche, am 19. April suspendierte er alle vereideten Geistlichen, während er zugleich zahlreichen flüchtigen Priestern — 40,000 Kleriker mussten Frankreich verlassen — ein Asyl im Kirchenstaate bot. Daraufhin sanktionierte die Nationalversammlung am 14. September 1791 den Raub der päpstlichen Besitzungen Avignon und Venaissin. Der Protest des Papstes blieb unbeachtet. So stand der Papst in früher Stunde der jungen Republik als Todfeind gegenüber. Im Jahre 1793 setzte Papst Pius VI. eine eigene Kongregation für die Erledigung der französischen Angelegenheiten ein. Die Mitglieder hatten strengstes Stillschweigen zu beobachten; sie versammelten sich nach Bedarf im Hause des Monsignore Caprano, der alle Akten aufzubewahren hatte. An diese Kongregation, die durch das Ende des Kirchenstaates unter Napoleon ihr Ende fand, knüpfte Pius VII. im Jahre 1814 an, als er eine «Ausserordentliche Kongregation für die kirchlichen Angelegenheiten der katholischen Welt» gründete.

Trotz der feindlichen Einstellung, die der Papst gegen die Revolution einnahm, fand sich der Kirchenstaat doch nicht stark genug, in den Kampf gegen sie zu treten. Er war in einer traurigen Lage. Der Papst lehnte das

Anerbieten Piemonts zu einem gemeinsamen Bund aller italienischen Mächte gegen Frankreich entschieden ab. Neben anderen Erwägungen forderten es dringend die Finanzen des Kirchenstaates. Hatte man zuvor Zettel zu 10 Skudi ausgegeben, so war das Land bald nach der Revolution mit Scheinen zu 5 Skudi überflutet, indes die Münze nach Venedig, Mailand, Florenz, Genua und Neapel floss. Schwäche und gegenseitige Eifersucht vereitelte den Bund der italienischen Staaten. Nur Piemont verband sich mit Oesterreich und begann im Jahre 1792 den Krieg gegen Frankreich. Dafür nahmen die Söhne der Revolution im gleichen Jahre Savoyen und Nizza weg, und Napoleon trennte nach den glücklichen Gefechten bei Millesimo und Montebello die beiden verbündeten Armeen. Dadurch wurde der sardische König am 18. April 1796 zum Frieden gezwungen, der für Frankreich nebst Savoyen und Nizza einige wichtige Festungen und freien Durchzug forderte.

Nachdem in Frankreich das Königtum gefallen war, forderten die Sansculotten am 1. Oktober 1792 auch vom Papst die Wiederherstellung der alten römischen Republik. Der hl. Petrus in der vatikanischen Basilika sollte mit der Jakobinermütze gekrönt werden. Als der französische Konsul in Rom an Stelle der Lilien die Freiheitsgöttin an der französischen Akademie anbringen liess, antwortete der Papst mit einem Verbot. Das römische Volk stand hinter ihm. Mit fanatischer Wut fiel es über den französischen Gesandtschaftssekretär Hugo Basseville her, als er am 13. Jänner mit der dreifarbigten Kokarde durch den Corso fuhr. Ein Steinhagel flog gegen seinen Wagen; Basseville erlag nach zwei Tagen seinen Wunden. Ganz Rom feierte seinen Tod als eine Freudentat, und der charakterlose V. Monti sang einen begeisterten Hymnus. «Es lebe St. Peter», war der Schlachtruf der tobenden Menge gewesen.¹¹ Mit Mühe bändigte man den Sturm des Pöbels, der, von Hass gegen alles Französische entflammt, die Ausweisung aller Franzosen verlangte. Doch ebenso rasch wandte sich dann die Volkswut gegen die Juden: *La sollevazione popolare principiò contro i Francesi e finì contro gli Ebrei*, meldet die venetianische Depesche. Im übrigen zeigte es sich, dass die Stimmung einer gewissen Oberschicht der französischen Invasion nicht ungünstig war, ja selbst im untern Volk stieg der Hass gegen den Papstnepoten, den Herzog von Braschi, wenn auch hier der Fanatismus gegen die Franzosen die vorherrschende Leidenschaft des Tages blieb. Doch waren die verschiedenen Bauernunruhen, wie sie sich vor allen in Umbrien und in den Marken zutrugen, ohne nachhaltige Wirkung, nur ein Symptom der Volksstimmung, indes sich in der Romagna schon damals die geheimen Verbindungen verbreiteten. In Bologna kam es 1794 zu Stu-

¹¹ Vgl. Einzelheiten bei A. Verri, *Vicende memorabili dal 1789 al 1801.* — Milano 1858.

dentennunruhen, wobei zuerst die italienische Trikolore¹² sich ans Licht wagte.

Nach der Niederwerfung Piemonts hatte sich Bonaparte gegen die Oesterreicher gewandt, die er bei Lodi schlug, worauf der Friede mit Parma und Modena zustande kam. Parma hatte den hl. Hieronymus von Correggio abzugeben, und Bonaparte berichtete mit Behagen, dass man den Heiligen um eine Million loskaufen wollte. Er bedaure, dass der Heilige in so schlechter Jahreszeit die Reise nach Paris antreten müsse. Insgesamt hatten die Herzöge von Parma und Modena je zwanzig Meisterwerke der Kunst abzuliefern. Die Oesterreicher hatten sich über die Etsch zurückgezogen und wollten nur das feste Mantua halten, das Bonaparte alsogleich umschloss. Müheless nahmen die Franzosen unterdessen Bologna (19. Juni), Ferrara, Ravenna, Imola und Faenza, wo das päpstliche Wappen den französischen Freiheitsbäumen wich. Die schwierigen Verhandlungen führten am 23. Juni zum Abschluss des Waffenstillstandes von Bologna.¹³ Die Bedingungen waren für den Kirchenstaat hart, ja barbarisch: Herausgabe der Legationen Bologna und Ferrara, die Zitadelle von Ancona, Entschädigung für die Verluste französischer Bürger, vor allem von Bassevilles Familie, Freilassung aller politischen Verbrecher. Dazu kamen 500 kostbare Handschriften und 100 hervorragende Kunstwerke, endlich 21 Millionen Lire Kriegskosten, 5½ Millionen für Kriegsvorrat und Proviant, 15½ Millionen für Kontribution. Eine unerhörte barbarische Bedingung war die Forderung der Auslieferung der besten römischen Kunstwerke. Nichts kennzeichnet schärfer das brutale Raubsystem, die Halbbildung und Tyrannei der damals in Frankreich massgebenden Persönlichkeiten, einschliesslich Bonapartes. «Andere Museen — rief damals Quatremère de Quincy — liess ein Zufall entstehen, Rom allein ist durch Naturgesetz entstanden. Unteilbar ist dieses Museum, ob es sich gleich aus zahllosen Statuen und Tempeln, Thermen und Amphitheatern, Gräbern und Inschriften zusammensetzt!»¹⁴ Ebenso protestierten die angesehenen Franzosen David, Moreau, Fontaine, Percier, Girodet, Robert, Lesueur, Pajou, v. Denon, die eine Bittschrift an das Direktorium richteten. Aber andere angesehene Künstler Frankreichs billigten den Raub, so Regnault, Gérard, Lenoir und Isabey. Bezeichnend ist die Aeusserung Bonapartes an Carnot vom 2. Juli 1796: «Je me plais beaucoup à voir Paris le rendez-vous de toute l'Europe». Diese naive und brutale Denkungsart siegte über die Stimme der Vernunft. «Es hiesse die Sonne und Sterne zersplittern zu

¹² Weiss, rot, grün.

¹³ Vgl. Sybel, 4, 203 ff., und Reumont, Geschichte Toskanas, 2, 271.

¹⁴ Vgl. R. Schneider, Quatre-mère et son intervention dans les arts, p. 164 ss.

wollen, wollte man die Schätze Roms aus Rom entfernen.» «Haben Correggio, Carracci, Domenichino ihre Meisterwerke für Euch hervorgebracht?», fragte Roederer seine Landsleute. «Römer, lasst keine Bildsäule, sondern Bildhauer kommen», sagte Cyneas zu den Siegern in Afrika; «nehmt keine Gemälde, sondern unterrichtet die Maler. Nicht der Genuss dessen, was man genommen, sondern dessen, was man gemacht hat, ist süß und glorreich.» Der deutsche Gelehrte K. H. Heydenreich schrieb damals: «Wahrlich, soviel Ehre Ihnen auch die zahllosen Fahnen machen, die sie ihren Feinden entrissen haben, die geraubten Meisterwerke Italiens wird gewiss kein edler Fremdling ohne ein Gefühl von Entrüstung in den Pariser Kunstsälen erblicken können.» Es ist begreiflich, dass treue Söhne Italiens, die sich in Paris befanden, nie ihren Fuss auf die Schwelle des Musée Napoléon setzten, solange es ihre vaterländischen Heiligtümer barg. Doch die Vernunft drang mit ihrer Stimme nicht durch, und unter grossem Beifallsturm erklärte Lobreton in der französischen Nationalversammlung, das römische Volk sei nicht länger würdig, der Bewahrer der von den Griechen erbeuteten Schätze zu sein. Durch das Dekret vom 19. Mai wurde Jacques Pierre Tinet zum französischen Agenten in Italien bestimmt mit der Weisung, die Kunstwerke auszuwählen. Schon am 2. Juli kann Bonaparte melden, man habe in Parma, Modena, Mailand, Bologna und Ferrara 110 Gemälde aufgebracht; Ende Juli stürzte man sich auf den Vatikan. Cacault berichtet uns, man hätte in Rom lieber die noch übrigen Herrschaftsgebiete des Papstes abgetreten als die Kunstwerke.¹⁵ Am 14. August war die Liste der 100 Kunstwerke endlich bestimmt: 54 Statuen, 12 Büsten, Vasen, Altäre, Grabreliefs, dann die Gemälde. Wiederholt wurde die Liste in Paris geändert. Die Stimmung in Rom war höchst erbittert, und die päpstlichen Soldaten hatten Mühe, das Leben der französischen Kommissäre zu schützen. Man wusste, dass bei der vierten und letzten grossen Sendung, die von Livorno abging, drei Kisten für die Citoyenne Bonaparte waren, höhnend als «Geschenk des Papstes» bezeichnet. Die Art der Verpackung der Gemälde, die zu sechs in- und übereinander gerollt wurden, erregte in Rom besondere Erbitterung. Unter ihnen befanden sich Raffaels *Trasfigurazione*, die Kommunion des hl. Hieronymus von Domenichino, Altarbilder von Reni, Poussin, Sacchi, Guercino, dazu die Meisterwerke von A. Caracci und Caravaggio, dessen »Grablegung« Canova später ungeschickterweise in Paris beliess. Die Auswahl der Statuen hatte ein alter Bildhauer unter sich, der zum erstenmal in Italien war, zur Prüfung der Handschriften hatte man keinen einzigen Philologen beigezogen. Es war einer der schamlosesten Beutezüge, die je ein kultiviertes Volk begangen hat. Das Gebahren des fran-

¹⁵ Journal des savants 1908, p. 660.

zösischen Heeres entsprach diesem zynischen Beispiel seiner Führer. Was Wunder, wenn selbst F. Melzi, der Günstling Napoleons, schrieb: «Ein schmutzigeres und habgierigeres Heer ist seit den Tagen der Landsknechte nicht mehr in die Felder Italiens herabgestiegen.»

Dass derartige Friedensbedingungen keinen dauernden Ausgleich schaffen konnten, liegt auf der Hand bei einem Volke, das mehr als jedes andere künstlerisch zu fühlen versteht, und bei einer Dynastie, mit der keine andere an Verdiensten um die Kunst wetteifern kann. Es waren Bedingungen so drückender Art — bemerkt Brosch, gewiss kein Freund der Päpste^{15a} —, dass sie den Papst zu ihrer Nichterfüllung verleiteten. Nach dem Abzug Bonapartes wollte der Papst Ferrara wieder erwerben und zugleich suchte man die Bolognesen gegen die Herrschaft der Franzosen einzunehmen. In der selben Zeit wandte man sich an das Wiener Kabinett betreffs Abschluss einer Allianz gegen die Revolutionäre und bat um zwei österreichische Generäle.¹⁶ Bonaparte, dem die Bolognesen den Aufruf des Papstes zugesandt hatten, war aufs höchste erbittert. Er hatte gerade Mantua bezwungen. Zweimal war der tapfere Wurmser zum Entsatz herangezogen, durch das Etschtal, dann der Brentafurche folgend: beidemal geschlagen, niuste er sich schliesslich nach Mantua werfen. Unterdessen hatten die Franzosen den Aufstand in Reggio ausgenutzt und die Cispadana gebildet, die sich der Welt auf dem Kongress von Reggio (7. Jänner 1797) vorstellte. Da auch die beiden Ersatzversuche Alvinzis scheiterten, musste endlich Wurmser die Waffen strecken und Mantua sich ergeben. Sofort wandte sich nun der Korse gegen den Kirchenstaat. Nach dem «Gefechtchen» von Castelbolognese ergab sich Ancona am 9. Februar 1797 und schon am 13. Februar standen die Franzosen bei Tolentino. Die Flucht der päpstlichen Truppen war beispiellos, und der österreichische General Colli, einer der erborgten, trieb sie, wenn sie rasten wollten, unerbittlich zum Laufschrift.

So kam es zum Frieden von Tolentino, am 19. Februar 1797. Napoleon zeigte sich aber versöhnlicher, als man erwarten konnte. Ausser auf Bologna und Ferrara verzichtete der Papst auf die Romagna, auf Avignon und Venaissin und verpflichtete sich, noch weitere 15 Millionen zu zahlen. Dazu kamen die Forderungen von Bologna. Der Papst musste alle Schätze der Paläste, alle Vorräte der Engelsburg opfern, um die 30 Millionen zahlen zu können. Die kostbaren Tiaren Julius II., Pauls II., Klemens VIII. und Urbans VIII. wurden ihrer Juwelen beraubt. Die Meisterwerke der Goldschmiedekunst, Mantelschnallen, die einst ein Caradosso für Julius II., ein Benvenuto Cellini für Klemens VII. gearbeitet hatte, fielen

^{15a} 2, 196.

¹⁶ Vgl. Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser. Wien 1869.

den Franzosen zum Opfer. Bei nächtlicher Stunde wurden diesmal die Transporte durchgeführt. «Man kann — urteilt ein gediegener Kenner dieser Vorgänge — einen Menschen nicht mehr quälen, wie Pius VI. damals von den französischen Säckelmeistern gequält worden ist. In der Tragödie dieses Greises ist die Zerstörung des wunderbarsten Schatzes, den je ein Souverän besessen hat, ein Akt für sich.»¹⁷

Die dem Kirchenstaat abgenommenen Gebiete wurden der cisalpinischen Republik einverleibt, die an Stelle der kurzlebigen Cispadana getreten war. «Nach meiner Ansicht — schrieb Napoleon an das Direktorium — kann Rom ohne Bologna, Ferrara, die Romagna und die 30 Millionen, die wir ihm abgenommen haben, nicht fortbestehen; diese alte Maschine wird von selbst aus dem Leim gehen.» Und einer der Direktoren meinte: «Dieses alte Götzenbild wird vernichtet werden, so will es die Freiheit und die Philosophie; aber die Politik allein kann bestimmen, wann und wie. Es ist zu wünschen, dass Pius VI. noch zwei Jahre lebe, damit die Philosophie Zeit habe, ihr Werk zu vollenden und diesen Lama Europas ohne Nachfolger zu lassen. Es ist der Wille des Direktoriums, dass der Papst gänzlich untergehe, wenn die Zeit gekommen ist, und dass seine Religion mit ihm begraben werde.» Zum Glück waren diese zwei Jahre der «Philosophie» noch gegönnt, aber nachdem sie verflossen waren, war auch das Direktorium verschwunden.

V. Das Ende des Kirchenstaates und Pius VI.

Die Cisalpina mit Mailand als Mittelpunkt, war zur unabhängigen Republik erklärt worden, aber sie wurde behandelt wie eine französische Provinz: sie musste Heeresfolge leisten, Geldbeiträge an Frankreich zahlen, und «bei dem höchsten Wesen über dem Altare des Vaterlandes schwören, nicht das Mindeste gegen Frankreich zu sagen». Zu ihr wurden, wie erwähnt, bald auch die Gebiete der cispadanischen Konföderation geschlagen, damit auch alte Teile des Kirchenstaates, Ferrara, Bologna und die Romagna. Ungewiss über ihr Schicksal, schrieb das Direktorium in Bologna, wo der Sitz der Regierung war, demütig an Bonaparte: «Vos intentions seront pour nous une loi; la seule grâce que nous demandons, c'est de nous

¹⁷ E. Steinmann in Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 1917. Müntz, Revue d'histoire diplomatique IX, 379, sucht den Raub der Kunstschatze zu beschönigen, ebenso der Italiener U. Silvagni, Napoleone Bonaparte e i suoi tempi Rom 1895, 2, 350 ff.

les faire connaître sans délai». Der Vertrag vom 8. Juni 1798 offenbarte, wie weit die Republik frei war. «Wir haben euch die Freiheit gegeben, trachtet sie zu erhalten!» hatte Bonaparte den Italienern zugerufen. «Wir sind die Freunde aller Nationen, besonders aber der Nachkommen des Brutus, der Scipionen und der grossen Männer, die wir uns selbst als Vorbilder erwählt haben. Das Kapitol wiederherzustellen und dort die Statuen jener Heroen zu errichten, die es berühmt gemacht haben, das römische Volk zu erwecken, das in Jahrhunderten der Knechtschaft erstarrt ist — das sei die Frucht unserer Siege.» Diese Worte erklangen durch ganz Italien so hell, wie die Taten dunkel waren, die ihnen folgten. Freiheit bekamen die Italiener wenig zu spüren, um so mehr Gleichheit. Und Gleichheit war ja die Leidenenschaft des Jahrhunderts, wie Napoleon einmal bemerkte. Ganz Italien, insbesondere die abgetrennten Teile des Kirchenstaates, wurden von den Kommissären der französischen Republik mit unerhörter Gier und Gemeinheit ausgesogen, so dass Napoleon, der sich selbst beim ersten Feldzug in Italien um Millionen bereicherte, und von Berthier der Raubgier beschuldigt wurde — wiederholt dagegen Klage führen musste. Barzoni verglich in einem Bericht an Bonaparte das erneuerte Italien einer ungeheuren Totenbahre, auf der eine ganze Generation hingeopfert liege.¹⁸ «Die französische Invasion — bemerkt der englische Reisende John Chetwode Eustace¹⁹ — zerstörte wie ein Feuer der Hölle Italiens Wohlfahrt überall und auf allen Gebieten.» Französische Offiziere nannten den Krieg in Italien guerra degli assassini, und Dupuy schrieb aus Mailand einem Freunde: «Ici tout ce monde vole». «Das Prinzip aller höherer Beamten bei der Armee in Italien ist», wie Carreau an das Pariser Direktorium berichtet, «dass man in sechs Monaten ein reicher Mann werden muss.»²⁰ Man ging zu Bonaparte über die Alpen «pour se faire un sort». «Ich hörte eines Abends zwei Soldaten sich auf der Strasse über das Thema unterhalten: Voler, sagte einer dem andern. C'est malhonnête, le soldat trouve!»²¹ Man rühmte sich Demokrat zu sein und plünderte den Armen, indem man seine Pfänder im Leihhaus raubte, man liess das öffentliche Vertrauen hochtönen und suspendierte die Zahlungen der Staatskasse, man affektierte die Beschützung der schönen Künste und stahl die Meisterwerke, welche der Nation teuer waren, man gab sich die Glorie des Begünstigers der Wissenschaften und plünderte die Bibliotheken.²²

¹⁸ Vgl. M. Malamani, *I Francesi a Venezia e la satira*. Venezia 1887, p. 64ss.

¹⁹ *A classical tour through Italia* 1802, London 1817, 4, 2, 58.

²⁰ Vgl. Sala, *Diario Romano*, 1, 45, und Trolard, 1, 269 und 2, 396.

²¹ Woyda, *Briefe über Italien*, 3, 134 und 261.

²² *Les tribulations de l'Italie Autrichienne par un des ses amis*. Brüssel 1858. Reuchlin, 1, 23.

Das lässt uns die Wut nationalführender Dichter Italiens begreiflich finden. V. Alfieri und U. Foscolo standen an der Spitze derer, die mit bitterem Ingrimm die Entwürdigung Italiens fühlten. Alfieri verkündete in seinen Dramen die antike Grösse seines Vaterlandes und arbeitete an der Erweckung des nationalen Gedankens. Er sprach stets von einem neuen Italien und weihte seinen zweiten Brutus al popolo italiano futuro.²³ Selbst jene Patrioten, die von Frankreich das Heil erwarteten, waren erzürnt darüber, dass Bonaparte im Frieden von Campo Formio die Republik Venedig an Oesterreich überliess und so die nationale Einigung seiner eigenen Politik opferte. War demnach die Herrschaft der Franzosen trotz nicht zu leugnender Vorteile der Masse der Italiener von Grund aus verhasst, so gelang es schliesslich doch dem überragenden Genie Napoleons, den die Nation als einen der ihrigen beanspruchen konnte, sie mit der Fremdherrschaft zu versöhnen.

In Rom überwog zunächst der Einfluss des Kardinalstaatssekretärs Giuseppe Doria, wegen seiner kleinen Statur spöttisch «il breve del Papa» genannt. Er war vor der Revolution Nuntius in Frankreich gewesen. «Tutti i Mazzarini non sono morti», meinte der reiche Prälat mit nicht geringer Selbstüberschätzung von sich. Nach seiner Rückkehr nach Rom wurde er 1785 Kardinal. Er war sehr beliebt, und in der Tat empfahlen ihn lebenswürdige Manieren, während ihm Charakterstärke mangelte. Viel trug zu seiner Erhebung bei, dass sein Bruder, Fürst Doria, nach dem Waffenstillstand von Bologna allein eine halbe Million Skudi gegeben hatte, wodurch der Wetteifer der römischen Fürsten, an der Zahlung der grossen Kontribution sich zu beteiligen, wachgerufen worden war.²⁴ Gegenüber dem Drängen der Kriegs-Kardinäle, die sich von Wien wieder einen General, Prorera, erbeten hatten, forderte Doria strenge, wortgetreue Ausführung der Friedensbestimmungen. Neue Steuern, Verkauf eines Fünftels der geistlichen Güter, Ablieferung von Kostbarkeiten sollten die Zahlung der Kontribution ermöglichen. Der Wert der abgelieferten Diamanten allein betrug 15 bis 20 Millionen.²⁵ Doch trotz seiner Bemühungen verschlimmerte sich das Verhältnis des Kirchenstaates zur französischen Republik. Einmal gab es an der Kurie selbst eine Partei, die zum Bruche mit Frankreich trieb; dann war es auf die Dauer unmöglich, mit der jungen Republik in Frieden zu leben. Es darf uns nicht wundernehmen, dass, von den Franzosen geheim ermuntert, auch in Rom bald eine republikanische Partei ihr Haupt erhob. Mühelos warf man zuerst ihre Aufstandsversuche nieder, aber sie hatte gute

²³ Vgl. *L'Italia moderna*, 29.

²⁴ Vgl. Ranke, Kardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung unter dem Pontifikat Pius VII., Meisterwerke, 8, 438 f.

²⁵ Vgl. Artaud-Rovida, *Histoire du Pape Pie VII.*, 2, 32 Anm.

Freunde. Bonapartes Bruder, Joseph, hatte als französischer Gesandter die Anweisung, jene Partei zu unterstützen.²⁶ Am Morgen des 28. Dezember 1797 riefen vor dem Gesandtschaftsgebäude, dem Palais Corsini, unter der Anführung des Bildhauers Ceracchi einige Hundert von Rebellen: «Freiheit! Es lebe die Republik! Nieder mit dem Papst!» Der junge, übermütige General Duphot, ein exaltierter Republikaner, stellte sich mit gezücktem Degen an die Spitze der Rebellen und rief: «Vorwärts! Auf! Mut! Es lebe die Freiheit! Ich bin euer General!» Erst nachdem der Korporal Marinelli die Gegner des öftern aufgefordert hatte, zurückzugehen und erst nachdem die päpstlichen Truppen in Gefahr waren, gab der Korporal den Befehl «Feuer». Und Duphot stürzte tot nieder.²⁷ Was man in Paris wollte, geht aus Bonapartes Instruktion für Berthier (11. Jänner 1798) zur Genüge hervor. Er solle den Anschein wahren, bloss für Duphots Tod Genugtuung zu fordern, in Eilmarsch auf Rom marschieren, den Papst durch Drohungen zur Flucht drängen und die Erhebung einer römischen Republik betreiben. Der Mord war nirgends erwünschter als in Paris. Dem Direktorium war es nicht um Genugtuung, sondern um den Sturz der Papstherrschaft zu tun, wenn auch das offiziöse Pariser Blatt das Volk aufforderte, Tränen zu vergiessen, «weil einer seiner ausgezeichnetsten Generäle von den meuchelmörderischen Händen römischer Priester gefallen sei».²⁸

Consalvi, damals Assessore delle Arme, eilte auf die Kunde von dem Vorfall mit General Santini auf die Piazza Colonna. Der Kardinal-Staatssekretär Doria sprach im Namen des Papstes das tiefste Bedauern über den Fall aus und versprach volle Genugtuung, wenn man die Schuldigen fände. Aber noch in derselben Nacht forderte der französische Gesandte seine Papiere und reiste am 28. Dez. von Rom ab. Das grosse Opfer von Tolentino war vergeblich gebracht worden. Schon am 10. Februar 1798 stand General Berthier, der in Italien kommandierte, auf dem Monte Mario vor den Mauern Roms. «Das französische Heer zeigte sich — und Rom war frei», meldete Berthier am 17. Februar 1798 an Bonaparte. Der Papst musste sich den masslosen Forderungen fügen: in drei Stunden sollten die päpstlichen Sol-

²⁶ Vgl. die Depeschen vom 4. Juli und 10. Oktober 1797. Artaud, 1, 50 Anm.

²⁷ Vgl. Artaud-Rovida, Storia di Papa Pio VII., 2, 41—45. Dagegen Du Casse, Mémoires et corresp. polit. et milit. du Roi Joseph, Paris 1853, 1, 68, 174 ss. Nach ihm warf sich Duphot zwischen die Päpstlichen und die Rebellen, um zu vermitteln. Dass man hier dem Augenzeugen mehr Glauben schenken müsse, wie Brosch 2, 211 meint, steht nicht in Frage, denn beide Berichte gehen auf Augenzeugen zurück. Und alle sonstigen Umstände und Informationen sprechen gegen das Zeugnis Josephs.

²⁸ Cacault, später französischer Gesandter in Rom, berichtet 1801 ganz klar an Bonaparte die Schuld Duphots. Vgl. Crétineau-Joly, L'Eglise romaine en face de la révolution, Paris 1860, 1, 214.

daten die Engelsburg übergeben und räumen, alle politischen Verbrecher sollten freigelassen werden, vier Millionen Skudi bezahlt, davon ein Teil in 48 Stunden, 3000 Pferde gestellt, alles römische Eigentum der Engländer, Russen und Portugiesen beschlagnahmt werden, des weitern sollte man zur Sühne für Basseville und Duphot zwei Denkmäler errichten, Geiseln stellen und endlich das päpstliche Heer auflösen. Consalvi und eine Menge anderer missliebiger Prälaten wurden in Haft genommen. Consalvi war von französischen Freunden gewarnt und von Kardinal Doria aufgefordert worden, sich zu flüchten; aber er verliess seinen Posten nicht, um die Ruhe nicht zu gefährden.²⁹ Am 15. Februar zog ein Haufe von Revolutionären gegen das Forum: vor drei Notaren nahmen sie es in Beisein der Generale Murat und Cervoni kraft des geheiligten Menschenrechtes in Besitz. Dann riefen 300 «Patrioten», im Einverständnis mit Berthier, die römische Republik aus. Eine provisorische Regierung mit sieben Konsuln an der Spitze wurde von General Cervoni eingesetzt, und bald prangte der Freiheitsbaum auf dem Kapitol. Der feierlichen Einladung der sieben Konsuln folgend, erschien nun General Berthier in der ewigen Stadt. Um die Stirne den Lorbeerkranz, trat er vor das römische Volk und beschwor in einer salbungsvollen Rede auf dem Kapitol die Geister eines Kato, Brutus und Cicero. Die Kinder der Gallier würden, den Oelzweig in der Hand, die Freiheitsaltäre, die Brutus begründet, wieder aufrichten. Das heilige Kollegium war eben in der Sixtinischen Kapelle versammelt, den Jahrestag der Papstwahl feierlich zu begehen. Echt römischer Heroismus, meint Artaud.³⁰ Aber nur zu bald folgte das Gegenteil. Nach wenigen Tagen zogen vierzehn von diesen Kardinälen feierlich zum Te Deum, das zur Feier der Absetzung des Papstes als weltlichen Herrschers in der Peterskirche abgehalten wurde. Auch der Erzengel Michael musste die Kokarde nehmen.

Binnen vierundzwanzig Stunden hatte der achtzigjährige Pius VI. seine Hauptstadt zu verlassen, da man mit Grund einen Aufstand des Volkes befürchtete. «Vous mourrez partout», sagte man dem Greise, als er flehentlich bat, man möge ihn doch in Rom sterben lassen. Berthier hatte die bestimmte Zusicherung gegeben, gegen den Heiligen Stuhl keine Gewalt zu gebrauchen; er fordere nur Genugthuung. Nun führte man am 20. Februar 1798 den kranken Greis unter militärischer Bedeckung in einem Postwagen nach Siena, am 30. Mai nach der Karthause von Florenz. Von hier wurde der erschöpfte Papst über die Alpen gebracht. Man musste ihn auf den Armen über die Felsen des Mont Genève tragen. Sein weisses Haar flatterte im Wind; den Pelz, den ihm die Soldaten gegen die grimmige Kälte anboten, wies er

²⁹ Vgl. Fischer, Consalvi, S. 24 f.

³⁰ Artaud-Rovida, 1, 74.

ab; er wolle lieber selbst leiden als andere dulden sehen. Keine Klage kam aus seinem Munde, keine Miene verzerrte die Hoheit seines edlen Antlitzes. In Briançon schleppte er sich mühsam ans Fenster, die Menge zu segnen, die ihm teils fluchte, teils segnete. «Ecce homo!» rief der Dulder, und alles sank vor der rührenden Gestalt ins Knie. Man führte ihn endlich nach Valence, wo er, erschöpft und bis zum Tode gequält, fast zweiundachtzigjährig, starb. Beinahe fünfundzwanzig Jahre hatte er in schwierigster Zeit die Kirche regiert. Der 29. August war sein Sterbetag. Vor seinem Tode liess er sich den kostbaren Ring vom Finger nehmen und bestimmte, dass man ihn seinem Nachfolger übergebe. Pius VI. hinterliess nichts als einen Vorrat von Kleidern. Man wollte sie unter seine Diener aus teilen, als die Behörden von Valence protestierten und den kleinen Vorrat als Nationaleigentum der grossen Nation erklärten.

Man hatte allen Grund gehabt, den Papst rasch aus der Mitte der Römer zu entfernen. Besonders im Trastevere waren sie aufs äusserste erbittert gegen die Franzosen. Das Gebahren der fremden Kommissäre wurde schliesslich so empörend, dass selbst französische Offiziere es für gut fanden, durch einen eigenmächtig gebildeten Ausschuss die Beschwerden der Römer prüfen zu lassen. «Individuen, die mit amtlichem Auftrag sich ausweisen können, dringen in die reichen Häuser der Stadt und tragen die kostbarsten Sachen fort, ohne auch nur einen Empfangsschein darüber auszustellen. . . . Wir bestehen darauf, dass diese von angestellten Gaunern, von verderbten und raubsüchtigen Beamten der Administration begangenen Diebstähle bestraft werden.» Das ist die Sprache der französischen Offiziere in ihrer Eingabe an Berthier. Dieser selbst schrieb über die Stimmung in Rom an Bonaparte: «Ich bin in Rom und habe hier nur tiefste Bestürzung und keine Spur von Freiheit gefunden. Ein einziger Patriot hat sich bei mir gemeldet und sich angetragen, er wolle 2000 Galeerensträflinge in Freiheit setzen. Sie können sich denken, wie ich seinen Vorschlag aufgenommen habe.»³¹ Das Heer selbst zuchtlos, mit rasch wechselndem Oberbefehl, der von Berthier auf Massena, dann auf Gouvion St. Cyr, endlich auf Macdonald überging. Mit grausamer Strenge wurden die, angesichts solcher Ausschreitungen des Militärs und der Beamten erklärlichen, Aufstandsversuche der Bevölkerung niedergeschlagen, wobei 42 Betroffene zum Tode verurteilt wurden.³²

Dafür stand die französische Militärherrschaft der Finanznot ebenso ratlos gegenüber wie früher die päpstliche Regierung. Die Güter der Kirche wie die von Gegnern der neuen Regierung wurden als Nationalvermögen

³¹ Vgl. Koch, Mémoires de Massena, 3, 15.

³² Vgl. Aquila rapax oder der alte Napoleonismus in Italien. Historisch-politische Blätter 1852. 1, 282 f.

erklärt. Aber es fanden sich keine Käufer. So musste man zum Bankrott schreiten. Nur Noten unter 35 Skudi wurden noch anerkannt und auch diese nur für den Ankauf von Nationalgut. Doch bei der leicht vorauszusehenden Wirkung dieser Masnahme musste man das Papiergeld bald wieder in Kurs setzen, zum Drittel des Nennwertes. Wie einst der Papst, schritt nun auch die französische Regierung zur Agiotarifizierung. Bald waren die Zettel auf weniger als ein Sechstel des Nennwertes herabgesunken. Noch schlimmer wurde es im Jahre 1799, als der zweite Koalitionskrieg die Zufuhr abschnitt und es infolgedessen zu einer entsetzlichen Teuerung kam. Das Papiergeld sank um 40 Prozent.³³ Der berühmte P. L. Courier schildert die Zustände als Augenzeuge: Der Stadt werde alle Schönheit, in der sie einst prangte, von der Eisenhand der Soldaten oder von den Klauen der französischen Agenten vom Leibe gerissen, sie liege darnieder in einem Zustande des Verfalls, der Zerstörung, beladen mit Schmach, dem Elend überliefert. Den Einwohnern seien die Preise der notwendigsten Lebensmittel unerschwinglich, sogar Brot zähle nicht zu den Gegenständen, die im täglichen Verkehr sind: für die Römer sei es zur Seltenheit geworden, indessen die Franzosen offene Tafel halten. Die römische Republik schien keine andere Aufgabe zu besitzen, als für die Franzosen Geld zu beschaffen. Unaufhörlich wurden die Steuern erhöht, Zwangsanleihen gefordert, schliesslich alle silbernen Tafelgeräte für Nationalvermögen erklärt. Die Lage des Kirchenstaates unter französischer Herrschaft war tatsächlich ein dauernder Belagerungszustand, der infolge verschiedener Aufstände, so in Subiaco, oft genug auch rechtlich rechtlich erklärt wurde.

Unterdessen war die Bildung einer neuen Koalition gegen Frankreich im Entstehen. Hauptveranlassung boten die Zustände in Italien. Zur römischen Republik kam durch die Umtriebe der französischen Emissäre die helvetische, bald darauf die parthenopäische und während des Krieges die ligurische. Karl Emmanuel VI., der 1796 seinem Vater Viktor Amadeus gefolgt war, musste in die Zitadelle von Turin eine französische Besatzung aufnehmen, im Dezember 1798 wurde er zur Abdankung gezwungen, worauf er sich nach Sardinien zurückzog. Bevor noch die Verhandlungen zu Ende kamen, stürzte sich Neapel mit verdächtigem Eifer auf die römische Republik, nachdem es noch kurz vorher mit dem Direktorium verhandelt und die päpstlichen Besitzungen Benevent und Pontecorvo an sich gerissen hatte. Andererseits hatten die Franzosen nach der Einnahme Roms auch Neapel für sich beansprucht, da es — ein päpstliches Lehen sei. Sie hatten sich auf den gewöhnlichen Tribut berufen und 140,000 Dukaten gefordert, die der König der römischen Kammer schuldig sei.³⁴ Die Königin Maria

³³ Vgl. dazu die Ausführungen bei Coppi, *Annali d'Italia* a. 1798.

³⁴ Vgl. Coletta, *Gesch. des Königreichs Neapel*. Kassel 1853—55, 1, 313 f.

Karolina schürte unaufhörlich den Krieg. Mack, den man sich als General von Oesterreich erbeten hatte, erklärte das neapolitanische Heer für das schönste Europas. So konnte man den Krieg wagen. Am 21. November erschien in San Germano der Aufruf König Ferdinands, er werde im Kirchenstaat die legitime Regierung wiederherstellen. Am 28. November 1798 zog er in Rom ein, nachdem der französische General Championnet der Uebermacht hatte weichen müssen. Aber schon am 12. Dezember des Jahres waren die Franzosen wieder in Rom, und am 20. Dezember schickten sie sich zur Eroberung Neapels an. Und kein Monat war verstrichen, da lag Neapel zu ihren Füßen; ein Werk, mehr der Unfähigkeit Macks als der Tapferkeit der Franzosen, die hier immerhin Grosses leisteten.³⁵ Sie bildeten aus dem Königreich die Parthenopäische Republik. Da auch Piemont und Toscana, aus dem die Habsburger vertrieben worden waren, von den Franzosen besetzt waren, lag im März des Jahres 1799 ganz Italien, mit Ausnahme von Venedig und Piacenza, zu Füßen der Franzosen. Aber nun folgten die wuchtigen Schläge der zweiten Koalition. Die Russen und Oesterreicher trieben die Franzosen aus allen Winkeln Italiens. Vom Süden her griff der krieglerische Kardinal Ruffo zu. Er nahm mit seinen Banden Neapel ein, und die Regierung beeilte sich in einer unsinnigen Reaktion die Schande der Franzosen noch zu übertreffen.³⁶ Am 27. September musste Rom, von allen Seiten bedrängt, kapitulieren. General Garnier unterzeichnete den Vertrag, welcher der römischen Republik ein rasches und unrühmliches Ende bereite. Während Civitavecchia von den Engländern besetzt wurde, zogen die Neapolitaner am 30. September 1799 in Rom ein, wo sie alsbald ein schroffes Schreckensregiment begannen. Die Kapitulation hatte den Anhängern der Republik Verzeihung und Sicherheit zugesagt. Die Wirklichkeit bestand darin, dass die frühern Konsuln auf Eseln durch die Stadt geführt wurden, dieselben Konsuln freilich, die bestimmt hatten, dass Consalvi in dieser Weise durch die Strassen Roms gepeitscht wurde. «Che importa» — hatte sich Consalvi geäußert — «che mi mettono sul somaro; basta che dopo mi lasciano andare in Toscana!» So ahmte man treulich nach, was die Franzosen als Beispiel hinterlassen hatten. Die Republikaner wurden abgestraft und ihrer Güter beraubt.

Aber schon stieg Bonaparte über die Alpen, und mit ihm strich ein frischer Wind über Italien. In kurzer Zeit hatte die Reaktion sich verhasst gemacht. Der italienische Patriot C. Botta hatte dem Rate der Fünfhundert

³⁵ Vgl. über den Feldzug Coletta, *Gesch. des Königreichs Neapel*, 1, 326-384.

³⁶ Ueber die Grausamkeiten der neapolitanischen Reaktion durch die «Schreckensweiber», die Königin Karolina und Lady Hamiltons vgl. Coletta, 2, 117 bis 149. Ueber den Anteil des Admiral Nelson vgl. Villari in *Nuovo Antologia* 1899, 16. Februar.

eine Denkschrift überreicht, worin er die Franzosen bat, Italien wieder zu befreien. «Frankreich kann nicht grösser sein, als wenn es Italien für frei und unabhängig erklärt.» Emigranten aus dem Kirchenstaat, der Lombardei, aus Venedig und Toscana, Piemont und Neapel hatten sich unterschrieben.

VI. Pius VII.

Am 29. August 1799 war der Peregrinus Apostolicus, wie die alte Weissagung vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts Pius VI. nennt, seinem Leiden erlegen. Vier Monate lang blieb seine Leiche unbestattet, bis die drei Konsuln Beerdigung und Errichtung eines Denkmals befahlen.³⁷ Hatte man schon früher siegesfroh in den Klubs verkündet: «Pius VI. ist der letzte Papst», so taten die Freunde der Freiheit und Aufklärung auch jetzt alles, um die verhasste «Dynastie der Apostel» auszurotten. Sämtliche Kardinäle sollten im Auftrage des Direktoriums ihre Würde niederlegen. Aber durch eine merkwürdige Fügung kam es anders. Die grossen Erfolge der zweiten Koalition wandten das Bild vorübergehend zuungunsten der Revolutionäre. So versammelten sich unter dem Protektorat Kaiser Franz' II. 35 Purpurträger im Benediktinerkloster San Giorgio Maggiore in Venedig zur Papstwahl. Doch diese Bevormundung war einer raschen Entscheidung nicht günstig. Dreieinhalb Monate wurde sie, zum Teil infolge der Umtriebe der katholischen Mächte, hingehalten. Kaiser Franz war kein uneigennütziger Freund. Sein Gesandter, Kardinal Herzan de Harras, sollte mit allen Mitteln Kardinal Mattei als Papst durchsetzen. Von ihm erwartete das Wiener Kabinett die Bestätigung der von der österreichischen Armee den Franzosen entrissenen Teile des Kirchenstaates als erobertes Gebiet. Man berief sich, nicht ohne Grund und Geschick, darauf, dass ja Pius VI. es im Frieden von Tolentino abgetreten hatte und Oesterreich die drei Legationen durch die Waffen von Frankreich gewonnen hatte.³⁸ Ohne die Umtriebe des Kardinals Herzan wäre ohne Zweifel der streng kirchlich gesinnte Kardinal Bellisoni, Bischof von Cesena, gewählt worden, der schon beim ersten Wahlgang 18 Stimmen vereinigt hatte.³⁹ Nachdem auch gegen Kardinal Gerdil mit Exklusive gedroht und so seine Wahl vereitelt worden war, schlug Kardinal Maury⁴⁰ vor, die eine Partei solle den Papst aus dem

³⁷ Dekret vom 30. Dezember 1799.

³⁸ Vgl. die Auseinandersetzung zwischen Kardinal Herzan und dem Kardinaldekan Albani bei Fischer, Consalvi, S. 44—47.

³⁹ Von 34, da Kardinal Caprara fehlte.

⁴⁰ Vgl. Poujoulat, Le Cardinal Maury. Paris 1855. Hergenröther, Kardinal Maury. Würzburg 1878.

Schosse der andern wählen; da Matteis Anhänger zu wenig zahlreich waren, sollten diese einen aus der Gruppe Bellisonis bestimmen. Sekretär des Konklaves war Consalvi; an ihn wandte sich Maury zuerst. Beide gewannen durch geschickte Behandlung den etwas eitlen und schroffen Kardinal Antonelli, den Wortführer der Partei Matteis, für Gregor Barnabas Graf von Chiaromonti, einen Mann von seltener Kindeseinfalt, grosser Herzensreinheit und unvergleichlicher Milde. Er hatte sich das Reisegeld nach Venedig borgen müssen. Der Haupttitel seiner Erwählung war, wie Montalembert bemerkt, seine Unbekanntheit. Einstimmig war er am 14. März 1800, nach einem Konklave von 104 Tagen, zum Papste gewählt. In dankbarer Erinnerung an seinen unmittelbaren Vorgänger nannte er sich Pius VII. Drei Tage und fast auch drei Nächte hindurch jubelten die Glocken der Stadt.

Am 14. August 1740 zu Cesena im Kirchenstaat geboren und von einer frommen Mutter — man dachte daran, sie heilig zu sprechen — erzogen, war er, kaum achtzehn Jahre zählend, in den Orden des hl. Benedikt getreten.⁴¹ Pius VI. war ein Freund seiner Familie und dem jungen Chiaromonti sehr zugetan.⁴² Er wurde Bischof von Tivoli, dann von Imola und am 14. Februar 1785 Kardinal. Der Bischof von Imola war berühmt wegen seiner «Revolutionspredigt»: im Hirtenbrief zur Weihnacht des Jahres 1797 wagte er es, die Republik zu verteidigen; die christliche Religion fordere selbst Verbrüderung. Aber der neue Papst hatte nichts Heroisches, Ueberragendes an sich. Der Klosterzelle entwachsen und ihren Frieden auf den Stuhl Petri erhebend, schien er das Gegenbild seines geisteszewaltigen Gegners. Gut gebildet, besonders in den heiligen Wissenschaften, ragte er doch kaum irgendwo stärker über das Mittelmass. Bedenklich war seine Unentschlossenheit in gewissen, entscheidenden Augenblicken, sein Mangel an Selbstvertrauen — wohl ein Erbstück seines stillen Klosterlebens. Im Wandel ein Engel, bezwang er alles durch seine Milde. Kardinal Pacca vergleicht ihn hierin mit Moses, dem «mildesten aller Menschen». «Sanft wie ein Lamm, wahrhaft ein guter Mensch und ein Engel von Güte», zeichnet ihn Napoleon. «Lieber werden wir allem Missgeschick uns unterziehen, als unserer hohen Würde uns dadurch unwürdig zeigen, dass wir von den Pfaden abgehen, die unser Gewissen uns vorschreibt.» «Ich bin auf jeden Gewaltakt gefasst. Ich bin bereit, in ein Kloster zu gehen oder in die Katakomben Roms hinunterzusteigen nach dem Beispiele der ersten Nachfolger des hl. Petrus.» Napoleon, der den Papst vollkommen durchschaute, verstand ihn zu behandeln und brachte ihn schliesslich zu Fall. Aber es war nicht Charakter-

⁴¹ St. Maria del Monte bei Cesena.

⁴² Vgl. Wiseman S. 28 und S. 308.

schwäche, was ihn niederzwang, sondern das Versagen seines Geistes in Mitte der Intrigen, mit denen Kaiser und Kardinäle ihn umgaben. Doch ebenso rasch fand er den Mut zum Widerruf: der einzige «Protestant» unter einem Geschlecht willfähriger Fürsten. Es erforderte einen Mann von wunderbarem Genie, einen unvergleichlichen Krieger und Herrscher, um die grosse Erschütterung der Revolution zu dämpfen; aber es bedurfte nur eines schlichten, einfachen Mönches, im Kloster aufgewachsen, ohne Menschenkenntnis, herzenseinfältig in seinen Zielen, arglos und ohne Falsch in seinen Worten und Reden, nicht beredt, ohne glänzende Eigenschaften oder Talente, weich, sanft, leutselig, demütig und fromm — um zu beweisen, dass es eine höhere Macht gibt als die des gewaltigen Eroberers.⁴³

An die Seite des Mönch-Papstes trat alsbald ein Mann, der ihn wundervoll ergänzte, unzertrennlich mit ihm verbunden, einer der bedeutendsten und zugleich edelsten Staatsmänner des römischen Stuhles, wenngleich er in der Regel zu hoch eingeschätzt wird,⁴⁴ Consalvi. Er entstammte dem alten Geschlechte der Brunacci aus Pisa.⁴⁵ Er wurde im Seminar des «Kardinal-Herzogs» von York bei Frascati erzogen (1771—1776), trat dann in die Academia Ecclesiastica in Rom über (1776—1782), wo er unter anderen den berühmten Zaccaria hörte. Im Jahre 1783 zum Geheimen Kammerherren ernannt, galt er bald wegen seiner Gewandtheit und Vertrautheit in höhern Kreisen Roms als «Monsignore Ubique». 1792 wurde er Auditor der Rota. «Ich weiss es, meiner warten Ruhm und Ehre und Reichtum, wohl ein Sporn zu schönem Schaffen», hatte er voll Selbstvertrauen einst gedichtet. Und er bekam Recht. Obwohl er nie die Weihe des Priesters empfing, stieg er durch das Vertrauen zweier Päpste trotzdem zu höchsten Würden. Schon seine Schriftstücke als Sekretär des Konklaves verraten grosse Klugheit und diplomatischen Feinsinn. Wie sehr er aber diplomatische Gewandtheit mit seltenem Mut verband, beweisen die Konkordatsverhandlungen mit dem Ersten Consul, wie später sein Benehmen gegen den Kaiser in Paris, wo fast alle Kardinäle sich beugten. Napoleon hatte trotz des scharfen Gegensatzes hohe Achtung vor Consalvi. «Das ist ein Mann» — sagte der Kaiser auf der Fahrt nach Elba, wo er ihn in Frejus traf, zum österreichischen General von Koller — «der nicht das Aussehen eines Priesters haben will, der es aber mehr ist als alle andern.» Nach dem Bruch mit Rom meinte Napoleon: «Ich hatte Unrecht, Sie vom Ministerium zu stürzen.

⁴³ Ranke, Meisterwerke, 8, 354 f.

⁴⁴ Ueber Consalvis Persönlichkeit und Charakter vgl. Fischer, S. 327—331.

⁴⁵ Der Grossvater des Kardinals, Gregor Brunacci, erhielt vom letzten Spross der Familie Consalvi das Vermögen unter der Bedingung, Wappen und Wohnort der Consalvi zu übernehmen. Der Vater des Kardinals trat nach dem Tode seiner Gattin Claudia, geb. Carandini aus Modena, in den geistlichen Stand.

Wenn Sie weiterhin diesen Posten eingenommen hätten, wären die Dinge nicht so weit gekommen.» Consalvi selbst äusserte sich darüber später: «Es kostete mich wenig, die erste Stelle in Rom zu verlieren. Was mich aber bis in den Tod betrübte, war, den Papst verlassen zu müssen. Ich betrachtete mein Leben immer nur so, als gehörte es ihm und als seien ihm allein meine Dienste geweiht.»⁴⁶ Und Pius VII. glaubte an Consalvi «wie Pharaon an Joseph». Man wandte auf diesen an, was Dante von Peter de Vineis sagt: er habe beide Schlüssel zum Herzen seines Herrn in Händen gehabt, den erschliessenden sowohl wie den verschliessenden.⁴⁷ «Von Anfang unserer Regierung an haben wir ihn zum Genossen unserer Ratschläge, zum Gehilfen unserer Verwaltung ausersehen.» Am 11. August 1800 erhielt Consalvi den Purpur, bald darauf den Posten des Staatssekretariats.

Hatten die Erfolge der zweiten Koalition die Erfolge der Papstwahl ermöglicht oder doch erleichtert, so zeigten sich auch, wie übrigens schon in der Beeinflussung der Wahl selbst, sehr unangenehme Wirkungen. In Wien wollte man die Lage möglichst ausnützen und Neapel übertraf Thugats Pläne noch. Für Oesterreich sprachen immerhin gewisse Rechtsgründe. Bei der Auseinandersetzung mit Marquis Ghislieri, dem ausserordentlichen kaiserlichen Gesandten, der Consalvi und dem Papst wegen Abtretung der Legionen heftig zusetzte, fiel die bekannte Aeusserung des Papstes: er warne den Kaiser, in seinen Kleiderschrank Kleider zu hängen, die nicht die seini- gen, sondern die der Kirche seien; denn nicht nur würde er derselben nicht froh werden, sondern sie würden auch den eigenen Kleidern die Motten bringen. Für Neapels Absichten auf Rom und Teile Umbriens fehlte jede stichhaltige Begründung. Eifersucht stellte sich zwischen Wien und Neapel und ermöglichte zunächst, dass der Papst unbehelligt nach Rom gelangte. Merkwürdige Fügung: der Papst war gewählt worden durch den Schutz Oesterreichs, auf Grund der Siege der Koalition; er kam nach Rom durch den Zusammenbruch derselben und gewann schliesslich den Kirchenstaat durch die Niederlage Oesterreichs. Schon in Ancona wurde er auf Befehl Pauls I. von Russland unter dem Kanonendonner der russischen Schlachtschiffe empfangen. Der Einzug in Rom am 3. Juli war glanzvoll.

Mittlerweile hatte sich Bonaparte am 18. Brumaire zum Ersten Consul und Militärdiktator Frankreichs aufgeworfen und dann seinen vielbewunderten Marsch über den Grossen St. Bernhard angetreten, um im Rücken der Oesterreicher zu erscheinen. Melas schlug ihn zwar, aber Desaix verwandelte die Niederlage in einen Sieg von Marengo (14. Juni 1800). Der Erste Kon-

⁴⁶ Memoiren, S. 603.

⁴⁷ Ranke, Meisterwerke, 8, 382.

sul trug sich mit grossen Plänen. Vom Schlachtfeld von Marengo sandte er den Bischof von Vercelli zu Verhandlungen über die Restauration der katholischen Kirche; in einer Ansprache an die mailändische Geistlichkeit verkündete er bessere Zeiten für die Kirche.

Nach dem Siege Frankreichs bei Marengo waren Oesterreich und Neapel sofort bereit, die von ihnen besetzten Teile des Kirchenstaates zu räumen. So vollzog sich die Besitznahme von selbst; am 22. Juni übergaben die Neapolitaner Rom an die Legaten des Papstes. Die Restauration des Kirchenstaates, eingeleitet durch die Konstitution Pius VII. «Post diuturnas», war, verglichen mit dem reaktionären Regime Neapels in Rom, «ein Exempel von hoher, staatsmännischer Mässigung».⁴⁸ Am 1. November erfolgte eine allgemeine Amnestie, von der nur die Anstifter der Revolution ausgeschlossen blieben. Die grosse Schonung, mit der gegen die republikanischen Einrichtungen vorgegangen wurde, war vor allem Consalvis Werk. «Kein Racheakt, keine gehässige Verfolgung beflecken die Rückkehr der päpstlichen Regierung», urteilt der preussische Legationsrat Bartholdy, der aus einem Gegner zu einem Bewunderer Consalvis wurde. Durch das Edikt vom 5. Juli wurde eine eigene Kongregation des Kirchenstaates geschaffen. Das organische Statut vom 31. Oktober verkündete, dass man willens sei, das Gute vom Früheren zu behalten und nur das Unzweckmässige zu beseitigen. Eine Reihe trefflicher Verordnungen machte den Willen zur Tat. So liess man die Geistlichkeit besteuert und machte nur für die Mendikanten eine Ausnahme. Den Käufern von «Nationalgut», die der neapolitanische General Naselli empfindlich geschädigt hatte, wurde wenigstens ein Viertel des Preises ersetzt, obwohl die Finanzlage erdrückend war. Im Jahre 1800 herrschte in ganz Mittelitalien ein beängstigender Kornmangel. Daher war es eine der ersten Handlungen der päpstlichen Regierung, im September 1800 den Commercio libero einzuführen, wodurch das Institut der Annona beseitigt wurde, das lange genug auf Ackerbau und Staatsfinanzen gleich verderblich gewirkt hatte. Achtzehn Kardinäle und einige Sachverständige erwogen die Angelegenheit: von den drei Purpurträgern, welche sich gegen den freien Handel aussprachen, war der Wortführer Kardinal Braschi, der als Camerlengo am meisten verlor. Die guten Erfolge der Massnahme entschädigten den Papst und Consalvi für die zeitweilige Missgunst des Volkes. Jedermann konnte nun frei Brot backen und verkaufen, die Bäckerzunft mit dem ausschliesslichen Vorrecht war abgeschafft und der Kornhandel frei. Ebenso wurde die zollfreie Einfuhr des Oeles gestattet. Am 11. März 1801 wurde durch das Motuproprio «Ueber Lebensmittel und freien Handel» ein weiterer Schritt getan und verkündet,

⁴⁸ Brosch 2, 237.

dass alle Lebensmittel unter diese Bestimmung des freien Verkehrs fallen sollten. Ebenso wohlthätig wirkte es auf den Landbau in der Kampagna, als ein weiteres Motuproprio vom 15. September 1802 den Grundsatz unbeschränkter Teilbarkeit von Grund und Boden verkündete. Eine Reihe neuer Erwerbsquellen war damit geschaffen und aufstrebenden Leuten die Möglichkeit raschen Erfolges geboten. Die Medaille, welche jährlich am Feste der Apostelfürsten geschlagen wurde, zeigt für das Jahr 1801 bereits das Bild des «Ueberflusses», mit einem Schiff an der Seite und der Inschrift: *Commerciorum Privilegia Abolita*.

Damit war eine glückverheissende Vorarbeit zur Aufbesserung der traurigen Finanzlage geleistet. Was die Päpste hierin gefehlt hatten, war durch die Revolution gekrönt worden. Die neue Regierung zeigte auch hier ihren guten Willen durch das Beispiel grosser Sparsamkeit; die Einkünfte des apostolischen Palastes wurden von 150,000 Skudi auf 36,000 vermindert. Im übrigen musste man zu bedenklichen Mitteln greifen: man verkürzte den Staatsgläubigern die Rückzahlung der Zinsen um drei Fünftel und zog den Inhabern von Monti vacabili ein Fünftel des Jahresbetrags ab. Endlich wurden die alten Steuern erhöht, die Salz-, Wein- und Mehsteuer, man erhob eine Einkommensteuer auf Renten, die ins Ausland wanderten, besteuerte die Geistlichkeit. Aber trotz des Steuersatzes von vier Skudi auf den Kopf, deckte man damit kaum die nötigsten Ausgaben, die Staatsschuld von 60 Millionen Skudi verschlang den grössten Teil der Einnahmen. Dazu kam die vollständige Entwertung des Papiergeldes und der kleinen Münzen. Nasellis Versuch, letztere auf dem Markte zu heben, hatte nur Schaden gebracht und das Vertrauen auf die neapolitanische Regierung geraubt. Nun bestimmte man für die entwerteten Münzen einen niedrigen Kurs und zog sie dann ein, während man eine halbe Million guter Silbermünzen ausgab. So trug die päpstliche Regierung allein den Verlust. Der Gewinn kam den Aermern zugute, die die Münzreform denn auch freudig begrüsst. Die päpstliche Denkmünze für das Jahr 1802 trägt die stolze Aufschrift: «*Moneta Restituta*».

Ueberaus befriedigend hatte sich unterdessen das Verhältnis der römischen Kurie zum Ersten Konsul entwickelt. Mit unerhörtem Mut bereitete Bonaparte, durchaus im Gegensatz gegen die öffentliche Meinung in Frankreich, das Konkordat mit dem Hl. Stuhle vor.⁴⁹ «Herr Kardinal, wir müssen in fünf Tagen fertig sein, ich will es durchaus, die Kirche muss erhalten bleiben, wir brauchen die Religion», sagte Bonaparte am 22. Juni 1801 zu Consalvi, der auf den Rat des ausserordentlichen französi-

⁴⁹ A. Theiner, *Histoire de deux Concordats Conclus en 1801 et 1803*. Paris 1869. A. Rivet, *Les négociations du concordat d'après les derniers publications*. 1895. *Bullarium Romanum* XI, 175—177. Der deutsche Text bei Gams I, 113 ff.

schen Gesandten in Rom, Cacault,⁵⁰ nach Paris gesandt worden war. Cacault selbst hatte vom Ersten Konsul die Weisung gegenüber dem Papst erhalten: «Behandeln Sie ihn, als wenn er über 200,000 Mann verfügte!» Dass es trotz dieser Gesinnung Bonapartes so grosse Schwierigkeiten bei den Verhandlungen⁵¹ gab, hatte einen Hauptgrund darin, dass der Erste Konsul grosse Rücksicht auf seine kirchenfeindliche Umgebung nehmen musste, so besonders auf Talleyrand, der dem Konkordat äusserst feindselig gegenüberstand.⁵² Am 15. Juli 1801 wurde das Konkordat unterzeichnet, am 10. September in Paris ratifiziert, doch erst am 8. April 1802 in Frankreich veröffentlicht. Bonaparte hatte mit allen Mitteln gedrängt. «Hätte es keinen Papst gegeben, man hätte ihn für diesen Fall eigens schaffen müssen», meinte er. Das trifft sich mit der Aeusserung Rankes über Pius VII. und Consalvi: «In dem Konkordat von 1801 liegt das Hauptmoment ihres historischen Sinnes».

Trotzdem machte man in Rom auf Pius VII. eine böse Satyre. Man verglich ihn mit dem unglücklichen Vorgänger, von dem gesagt wird: *Per conservar la fede perde la sede*, und meinte von Pius VII.: *Per conservar la sede perde la fede*.⁵³ Das hängt wohl auch damit zusammen, dass Pius VII. die Konkordatsverhandlungen zu benützen suchte, um durch den Ersten Konsul die entwendeten Teile des Kirchenstaates zurückzugewinnen. Schon als Bonaparte nach der Schlacht bei Marengo General Murat gegen Neapel sandte, hatte er ihm die grösstmögliche Schonung des Kirchenstaates anbefohlen. Es hatte beinahe den Anschein, als gelte die Expedition ebenso der Befreiung des Papstes wie der Züchtigung Neapels.⁵⁴

Am 24. Oktober 1801 wandte sich Pius VII. an den Ersten Konsul.⁵⁵ Mit dem Dank für den Abschluss des Konkordates wird die Bitte verbunden, für die vollständige Wiederherstellung des Kirchenstaates tätig zu sein. Es handelt sich einerseits um die noch von Neapel besetzten Exklaven Benevent und Pontecorvo, anderseits um die im Frieden von Tolentino an Frankreich

⁵⁰ Cacault hatte als Sekretär den Chevalier Artaud bei sich, den Geschichtsschreiber Pius' VII.

⁵¹ Vgl. die *Memoiren Consalvis*, herausgegeben vom Crétineau-Joly, deutsch 1870.

⁵² Vgl. auch Fischer, S. 95, 98 ff. und 102, Anm. 1.

⁵³ Döllinger, S. 526, urteilt von beiden Päpsten: «Beide höchst gewissenhaft, stellten sie doch den Landesfürsten gewissermassen höher als das Kirchenhaupt». Man erinnert sich, dass beim Abschluss des neuen italienischen Konkordates ähnliche Vorwürfe erhoben wurden; nur gingen sie diesmal von gewissen katholischen Kreisen Frankreichs aus. Beidesmal war gerade der Tadel aus politischem Interesse entsprungen.

⁵⁴ Brosch, 2, 241.

⁵⁵ Vgl. *Fürstenbriefe an Napoleon I.* Herausgegeben von F. Kircheisen 1929; 1, S. 5 ff.

abgetretenen Gebiete: die drei Legationen und Avignon. «Wir flehen im vollen Vertrauen auf Sie um ihre Rückgabe! — Müssen Wir fürchten, dass Sie Uns weniger gut behandeln wollen als die andern Fürsten, denen Sie Entschädigungen bewilligten? Müssen Wir von Ihnen befürchten, dass das Ergebnis dieses Krieges, der Unsern Nachbarn, den König von Neapel, nicht eine Handbreite Boden kostete, für den Heiligen Stuhl so unheilvoll wird, dass er die Hälfte seiner Staaten, seiner besten Krongüter einbüsst? — Endlich bitten Wir Sie, die vollkommene Unmöglichkeit des Fortbestehens des Zustandes zu bedenken, in dem sich die Souveränität Unserer Fürstenwürde befindet, die durch ungeheure Lasten bedrückt, fast vollständig der Hilfgelder beraubt ist, zu denen ehemals das Ausland zur Erhaltung und zur Ehre des Kirchenhauptes beisteuerte. Es sind Uns nur wenige — ausser den Marken nur armselige — Provinzen übrig geblieben, die sämtlich ausserstande sind, allein für die eigenen Bedürfnisse zu sorgen. — Wir erleben von Ihrem grossmütigen, weisen und gerechten Herzen die Rückerstattung der drei Legationen und einen Ersatz für den Verlust von Avignon und Carpentras, der durch die Verfassungsgebende Versammlung dekretiert wurde. Wegen der schmeichelhaften Ausdrücke, die Sie uns vernehmen liessen, zweifeln wir nicht, dass Sie im Ruhm als Wohltäter des Heiligen Stuhls mit den früheren Häuptern Frankreichs wetteifern werden, denen der Heilige Stuhl viel zu verdanken hat, und Wir machen es zu Unserer Pflicht, daran mit Dankbarkeit zu erinnern.»

Bonaparte konnte auf diese Bitte nicht gut eingehen, wie geschickt sie auch vorgebracht war. Aber er tat zunächst alles, um den Hl. Stuhl auch politisch zu befriedigen. Er gab Ancona heraus und räumte im September 1802 Pesaro. Den italienischen Klerus wusste man geschickt zu behandeln, so dass es ihm klar wurde, dass er durch Fügsamkeit alles gewinnen, durch Widerstand alles aufs Spiel setzen würde.⁵⁶ Als bald darauf der Krieg mit England wieder begann und Frankreich gegen Neapel die Feindseligkeiten eröffnete, liess Bonaparte den Papst um Erlaubnis bitten, französische Truppen durch die Marken marschieren lassen zu dürfen. Und als aus dem Gebiete des Kirchenstaates sich zahlreiche Freiwillige zu den französischen Fahnen meldeten, wurden sie in Mengen abgewiesen, weil damit die päpstliche Souveränität beeinträchtigt schien.⁵⁷

Ungetrührt war die Freude des Papstes über den «Vielliebten Sohn» von Anfang an nicht. Zwar folgte dem französischen am 16. September 1803 ein italienisches Konkordat, aber beider Wert für die Kirche wurde wesentlich beschränkt durch eigenmächtige Beifügung der organischen

⁵⁶ Brosch, 1, 243.

⁵⁷ J'ai refusé ouvertement cette manière pour les égards dus à une puissance amie, schreibt Melzi am 22. Juli 1863. Brosch, 2, 245, Anm. 2.

Artikel sowie durch einseitige Ausführung der Konkordatsbestimmungen. Dazu kam der unglückliche Reichsdeputationshauptschluss zu Regensburg vom 25. Februar 1803, welcher der deutschen Kirche 400 Millionen Franken an liegendem Besitz entzog. Haupturheber war Bonaparte. Wieder wandte sich der Papst an ihn. «Sie haben Uns so viele Beweise von Eifer und Anhänglichkeit gegeben, dass Wir in allen Lagen, in denen Wir Hilfe benötigen, nicht zu zögern brauchen, Uns voll Vertrauen an Sie zu wenden. — Was Unsere Betrübniß jeden Tag noch vergrößert, ist die vielleicht zu begründete Besorgnis, dass dem Verlust des weltlichen Gutes auch noch der viel bedauernswürdigere Verlust des geistlichen folge. — Sie sind Uns mit so viel Eifer beigestanden, als es sich darum handelte, die Religion wieder in Frankreich einzuführen, dass Wir, nach Gott, Ihnen Dank schulden für alle Vorteile, die nach den langen Qualen entsetzlicher Angriffe in diesem Land zugunsten der Kirche geschaffen wurden. Dies ist ein Grund für Uns, Ihnen diese neue Gelegenheit anzubieten, durch die Sie Ihre Anhänglichkeit an die katholische Kirche beweisen und sich neue Ruhmestitel erwerben können.» Bonaparte blieb auch diesmal taub. Die Instruktion des Papstes an den Wiener Nuntius sprach die tatsächliche Lage der Kirche aus: Nach den alten Dekretalen habe die Ketzerei den Verlust der Güter nach sich gezogen; jetzt müsse die Kirche zusehen, wie ihre eigenen Güter an die Ketzer verteilt würden.

Eine neue Gelegenheit, doch etwas für Wiedergewinnung der verlorenen Teile des Kirchenstaates zu erreichen, bot das nächste Jahr. Am 18. Mai 1804 erklärte der französische Senat Bonaparte zum Kaiser der Franzosen. «Gestehen Sie nur» — hatte ihm Lafayette einmal entgegengehalten — «die kleine Krönungsflasche soll über Ihrem Haupte zerbrochen werden. Das ist's, was Sie wollen.» Der Papst wurde durch Kardinal Caprara eingeladen, zur Krönung nach Paris zu kommen. Kardinal Fesch, Gesandter Frankreichs in Rom, sowie Consalvi arbeiteten dafür. Der Papst zögerte, da der Kaiser es unterliess, irgendeine Gegenleistung anzubieten, und verlangte ausdrücklich, dass im Einladungsschreiben als Zweck der Reise vorzüglich das Interesse der Religion angegeben werde, denn nur in diesem Falle könne die Entfernung aus Rom entschuldigt werden. Am 2. November 1804 reiste Pius VII. von der Ewigen Stadt ab. Er blieb vier Monate in Paris. Dem Kaiser übergab der Papst den Brief Ludwigs XIV. an Innozenz XII., in dem der König die gallikanischen Artikel, die der Kaiser jetzt als Grundgesetze des Reiches betrachtete, fallen gelassen hatte. Doch verstand man unter dem «Nutzen der Kirche» noch andere Dinge; es ist sicher, dass der Papst die Abtretung der drei Legationen erwartete. Caprara hatte in der Tat diese Hoffnung geweckt und Napoleon durch täu-

schende Aussichten ein unredliches Spiel getrieben.⁵⁸ «Was Uns auf dieser Reise antreibt, ist der lebhafte Wunsch, Eure Majestät persönlich kennen zu lernen und Kirche und Religion zu Vorteilen zu verhelfen, die in der Zeitgeschichte ein ruhmreiches Ereignis für Eure Majestät und für Uns bilden.» So schrieb Pius VII. am 13. November von Turin aus. Nachdem er wieder nach Rom zurückgekehrt war, hatte er am 23. Juni 1805 dem Kaiser nur zu danken für eine kostbare Tiara, «die stets bewahrt und bewundert werden wird als ein Denkmal Ihrer Freigebigkeit und des denkwürdigsten Zeitpunktes, an den sie erinnert».⁵⁹ Die Antwort Napoleons auf die weltlichen Pläne des Papstes war ablehnend, denn «der Kaiser müsse die Grenzen achten, welche Gott selbst gezogen habe», aber er hatte Pius VII. auf spätere Umstände vertröstet. So war der Papst im allgemeinen durchaus befriedigt heimgekehrt, nachdem er noch am 24. März in St. Cloud den Neffen des Kaisers, Napoleon Ludwig, getauft hatte.⁶⁰

Doch mit innerer Notwendigkeit verschärften sich in den folgenden Jahren die Spannungen zwischen Papst und Kaiser in dem Grade, in dem Napoleons Ansprüche stiegen. «Die konstituierende Versammlung hatte sich von dem Papste loszureissen gesucht; das Direktorium hätte ihn zu vernichten gewünscht; Bonapartes Sinn war, ihn zu behalten, aber zugleich zu unterjochen.» (Ranke.) «Ich zweifle nicht» — äusserte sich Napoleon auf St. Helena — «durch das eine oder andere Mittel die Leitung des Papstes an mich ziehen zu können — und dann, welcher Einfluss!» Bald nach der Kaiserkrönung wurden die gegenseitigen Beziehungen kühler. Auf äusserste erbittert wurde der Kaiser bereits, als der Papst mit Schreiben vom 27. Juni sich weigerte, die Ehe des jüngsten Kaiserbruders Jérôme mit einer Protestantin zu scheiden. «So stark auch Unser Eifer (die Wünsche Eurer Majestät zu befriedigen) war, und in welcher Weise Wir auch stets versuchten, diese Frage zu beleuchten, so war es Uns doch unmöglich, unter den Gründen, die Uns vorgeschlagen wurden, oder die Wir Uns selbst vorstellen konnten, einen einzigen zu finden, der Uns erlauben würde, die Ungültigkeit besagter Ehe zu erklären, so wie es der Wunsch Eurer Majestät

⁵⁸ Brosch, 2, 249.

⁵⁹ Die Papstbriefe nun bei Kircheisen, Fürstenbriefe an Napoleon, 2, 11 ff., 15 f., 16 f.

⁶⁰ Consalvi äusserte sich später über diese Papstreise: «Man liess den Papst nach Paris galoppieren, wie einen Hauskaplan, der von seinem Hausherrn Befehl hat, Messe zu lesen.» Vgl. dagegen Fischer, 158—166. «Le pape s'est donné la peine de venir à mon couronnement. J'ai reconnu dans cette démarche un saint prélat; mais il voulait, que je lui cédassee les légations», schreibt Napoleon am 22. Juli 1807. Noch eine päpstliche Denkschrift vom 11. März 1805 erinnert an das Beispiel Karls des Grossen, der das Exarchat und die Pentapolis der Kirche zurückgegeben habe. Artaud, 2, 31.

ist. — Heiraten zwischen Katholiken und Protestanten wurden von der Kirche stets verabscheut, aber sie hatte nie verweigert, sie als rechtskräftig anzuerkennen.»⁶¹ Dazu schrieb Napoleon am 13. Februar 1806: «Vor Gott werden es diejenigen verantworten, die so grossen Eifer für protestantische Ehen an den Tag legen und mich verpflichten wollen, meine Familie mit protestantischen Fürsten Verbindungen eingehen zu lassen.»⁶² Der Ton, Napoleons wurde immer gereizter. Mit Verachtung sprach er von den Ratgebern des Papstes, diesen Prälaten und Theologen aus kleinen Orten der römischen Kampagna.

VII. Der Konflikt mit Napoleon I.

Es mag zutreffen, wenn Brosch^{62a} meint, Napoleon habe den Zwiespalt mit Rom nicht gesucht, der Grund des Konflikts liege «in der Natur der Dinge». Aber diese «Natur der Dinge» wird uns klar durch Napoleons Wort an Fontanes: «Ich bin nicht zur rechten Zeit geboren! Sehen Sie Alexander an! Er konnte sich den Sohn Jupiters heissen, ohne dass man ihm widersprach. Ich aber, ich finde in meinem Jahrhundert einen Priester, der mächtiger ist als ich; denn er herrscht über die Geister und ich nur über die Körper.»

Die Vereinigung des italienischen Königreiches mit Frankreich wie der bald darauf folgende Einbezug Neapels in das französische Militärdiktat machten einen freien Kirchenstaat unmöglich. Am 26. Mai 1805 setzte sich Napoleon in Mailand die lombardische Krone aufs Haupt. Ein seit fünfhundert Jahren denkwürdiger Tag — der Papst hatte abgelehnt zu erscheinen, Kardinal Caprara sollte genügen. «Gott hat sie mir gegeben, weh dem, der sie anzutasten wagt.» «Ich hoffe, dass es eine Prophezeiung sein wird.» Noch am 19. August 1805 schrieb er an Kardinal Fesch in Rom: «Je ne veux avoir aucune discussion avec le St. Siège! je ne veux pas lui donner de plaintes». Aber schon häufen sich die Beschwerden des Papstes wegen Uebergriffe auf kirchliches Gebiet. Wohl waren die Anordnungen Napoleons im Dekret vom 8. Juni 1805 durchaus trefflich und zum Nutzen der Kirche; durch die hohen Einkünfte, die der Kaiser der Geistlichkeit zuwies, wurde diese für den Kaiser gewonnen; aber Napoleon handelte eigen-

⁶¹ Kircheisen, Fürstenbriefe, 1, 18.

⁶² Schon im Jahre 1808 wurde dem Papst vom Kaiser die neue Ehe Jérômes mit der — protestantischen Katharina von Württemberg angezeigt! Die Ehe mit Elisabeth Patterson hätte der Papst scheiden sollen, weil sie Protestantin war.

^{62a} a. a. O. 2, 251 f.

mächtig und zudem gegen das italienische Konkordat, worauf ihn das päpstliche Schreiben vom 31. Juli 1805 verwies. Napoleon aber gab zurück: er habe im Königreich Italien vom Klerus nur Dankbarkeit erfahren; die meisten Klöster seien in schrecklicher Unordnung, und der einzige Fehler sei nur, dass die Reform ohne Mitwirken Roms geschehen sei; er wisse aus Erfahrung, dass der Hl. Stuhl drei oder vier Jahre brauchen werde, um die Angelegenheiten Italiens zu ordnen, die doch schnelle Abhilfe fordern. «Ich sagte es Eurer Heiligkeit schon öfters, dass die römische Kurie zu langsam sei und eine Politik befolge, die in verschiedenen Jahrhunderten gut war, aber nicht mehr brauchbar ist für unser Jahrhundert.» Man muss zugestehen, dass die Darlegungen Napoleons nicht unrichtig waren. Der dritte Koalitionskrieg, in erster Linie wegen der italienischen Angelegenheiten geführt, brachte eine Reihe unfreundlicher Massnahmen des Kaisers, so die Besetzung Anconas durch die Franzosen, von Napoleon nach der Kapitulation Ulms befohlen. Im päpstlichen Protest vom 13. November 1805⁶³ finden sich bereits scharfe Worte. «Wir sagen Ihnen ehrlich: seit Unserer Rückkehr aus Paris haben wir nichts als Bitternisse und Missachtungen empfunden, während Uns — im Gegenteil — die persönliche Bekanntschaft mit Eurer Majestät sowie Unser unveränderliches Verhalten Ihnen gegenüber eine andere Behandlung hätten versprechen müssen. — Wir würden — sollte Uns eine Weigerung entgegengesetzt werden — nicht sehen, in welcher Art Wir sie mit der Fortführung der guten Beziehungen zu Eurer Majestät Gesandten in Einklang bringen könnten, Beziehungen, die in augenscheinlichem Widerspruch stünden zu der Behandlung, die Wir weiterhin in Ancona von Eurer Majestät zu erdulden hätten.»

Der Kaiser antwortete am 7. Jänner 1806 von München aus, dass «die Besetzung Anconas nur eine unmittelbare und notwendige Folge der schlechten Organisation des Kriegswesens des Heiligen Stuhles sei». Es sei doch im Interesse des Papstes, die Festung lieber in französischen Händen zu wissen statt in denen der Engländer oder Türken, die Absichten auf Ancona hätten. «Ich betrachte mich als den Beschützer des Heiligen Stuhles und habe als solcher Ancona besetzt. — Ich werde auch fernerhin den Heiligen Stuhl beschützen, trotz der falchen Massnahmen, trotz der Undankbarkeit und schlechten Gesinnungen der Menschen, die sich in den letzten drei Monaten entpuppt haben. — Ich werde der Freund Eurer Heiligkeit sein, so oft sie nur ihr eigenes Herz und die wahren Freunde der Religion befragen will.» Auf die Drohung des Papstes mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen, erwiderte Napoleon: «Wenn Eure Heiligkeit meinen Gesandten verabschieden will, so steht Ihr dies frei. Eure Heiligkeit

⁶³ Kircheisen, Fürstenbriefe, 2, 18 ff.

kann meinetwegen auch lieber die Engländer oder den Kalifen von Konstantinopel aufnehmen. Um aber dem Kardinal Fesch diese Schande zu ersparen, werde ich ihn durch einen weltlichen Gesandten ersetzen. Auch ist der Hass des Kardinals Consalvi gegen ihn so gross, dass er immer nur abwegige Antworten erhielt, während man meine Feinde stets bevorzugte. Gott ist mein Zeuge, wer von allen regierenden Fürsten das meiste für die Religion getan hat!» Im Schreiben an Kardinal Fesch legte er Consalvi nahe, seinen Abschied als Staatssekretär zu nehmen, falls er sich den Wünschen des Kaisers nicht fügen wolle. Als der Papst seine Neutralität betonte, erwiderte Napoleon, indem er sich auf das «kaiserliche Protektorat» berief: «Eure Heiligkeit sind Souverän des Kirchenstaates, ich aber der Kaiser von Rom» (13. Februar 1806). Nun marschierten 60,000 Franzosen durch den Kirchenstaat gegen Neapel, und eine Note des Kardinal Fesch vom 2. März 1806 verlangte, der Papst solle alle Russen, Schweden, Engländer, Sardinier aus dem Kirchenstaat vertreiben und ihren Schiffen den Einlauf verweigern. Das lehnte Pius VII. im Briefe vom 21. März 1806⁶⁴ entschieden ab, «nicht im Hinblick auf unsere weltlichen Interessen, sondern auf Grund der wesentlichsten und untrennbaren Pflichten Unseres Amtes», das den Papst zum Freunde des Friedens macht. Mit derselben Bestimmtheit wies Pius VII. den Anspruch auf Rom zurück. «Eure Majestät ist unendlich gross, aber Sie wurde gewählt, geweiht, gekrönt und anerkannt als Kaiser der Franzosen, und nicht als Kaiser von Rom. Es gibt keinen Kaiser von Rom, es kann keinen geben, ohne dass der päpstliche Herrscher seiner vollkommenen Souveränität und Macht, die er allein in Rom ausübt, beraubt wäre.»

Napoleon antwortete nicht, sondern liess Taten folgen. In 14 Tagen hatten die französischen Truppen Neapel genommen. Nachdem am 26. Dezember 1805 von Schönbrunn aus das Dekret erlassen war, «die Dynastie von Neapel hat aufgehört zu regieren», wurde Joseph Bonaparte am 30. März 1806 zum König von Neapel erklärt. In einem solchen Augenblick hatte Consalvi den Mut und die Torheit, von Joseph die Anerkennung der päpstlichen Lehensoberhoheit über Neapel zu fordern (26. April 1806). Das hiess Napoleon in seiner glänzendsten Machtfülle zumuten, was die Bourbonen in ihrer Ohnmacht von sich gewiesen hatten. Als Antwort folgte die Wegnahme der päpstlichen Enklaven Benevent, wo der neue Herzog Talleyrand alsbald sämtliche 19 Klöster aufhob, und Pontecorvo, das Bernadotte bekam. Als Grund wurde angegeben, weil diese Fürstentümer beständig Anlass zum Streit zwischen Neapel und dem Kirchenstaat geboten hätten. Consalvis Protest vom 16. Juni blieb unbeachtet. Wenn eine un-

⁶⁴ Kircheisen, Fürstenbriefe, 2, 21 ff.

bedingte Anerkennung Josephs nicht erfolge, werde der Kaiser den Papst nicht länger mehr als weltlichen Fürsten anerkennen (16. Mai 1806). «Wenn er nicht zustimmt, werde ich ihn auf jenen Punkt herabsetzen, wo er vor Karl dem Grossen war.»

Dazu besetzten die Franzosen nun sämtliche Hafenstädte der Adria, aber auch Orte, die fern von der Küste lagen, ebenso Civitavecchia, mit der Begründung, dass die päpstliche Regierung zu schwach sei und nicht willens, sich gegen englische Angriffe zu sichern. Der Papst sei nicht würdig, die Güter zu behüten, welche Karl der Grosse seinen Vorfahren für das Wohl der Christenheit gegeben habe, weil er sie zum Nutzen der englischen Häretiker verwende, meinte Napoleon.

Nun wick Consalvi, gegen den der Kaiser durch die Intriguen des Kardinals Fesch aufs höchste erbittert war,⁶⁵ dem Unmute Napoleons. Ebenso wurde Fesch, der dem Kaiser zu wenig energisch war und mit dem er andere Pläne vorhatte, abberufen und am 18. April 1806 Alquier, der sich bisher feindlich gegen Rom gezeigt hatte, beim Papst akkreditiert. Die neuen Staatssekretäre machten es nicht besser, Napoleon nannte sie sämtlich Ignoranten und Fanatiker. Auf den 74 Jahre alten Kardinal Casoni, der sich in vergeblichen Protesten erschöpfte, folgte bald Kardinal Doria, der am 26. März 1808 durch Gabrielli ersetzt wurde und selbst im Juni 1808 dem Kardinal Pacca Platz machte. Die selbstbewusste Neutralitätspolitik, die die Kurie befolgte, entsprach nicht ihrer tatsächlichen Macht und reizte Napoleon auf das empfindlichste. Diese «elenden Zänkereien», wie er sie nannte, waren die einzigen Waffen gegen seine stets massloseren Forderungen, gegen Willkür und Gewalt. Napoleon gab sich nicht mehr dazu her, selbst an den Papst zu schreiben, sondern bediente sich der Vermittlung des Vizekönigs Eugen Beauharnais. Unter der Drohung, die Marken, Urbino und Macerata, die Napoleon hatte besetzen lassen, endgültig einzuverleiben, forderte der Kaiser von Kardinal de Bayane, den Pius VII. 1807 nach Paris sandte: Bündnis des Papstes mit dem Kaiser, Ernennung eines Drittels aller Kardinäle durch den Kaiser, Anerkennung Josephs als unabhängiger König von Neapel, Anerkennung der gallikanischen und der organischen Artikel, des Code Napoléon, Aufhebung des Cölibats und aller geistlichen Orden, Ausdehnung des italienischen Konkordats auf die neu annektierten Provinzen.

⁶⁵ Am 13. Februar 1806 hatte der Kaiser an den Papst geschrieben: «Heiligster Vater, ich weiss, dass Eure Heiligkeit das Gute wollen, aber Sie sind von Männern umgeben, die dasselbe nicht wollen.» Das galt besonders Kardinal Consalvi. Vgl. Fischer, S. 194—205, 208—210. Am 15. Juni äusserte sich Napoleon gegenüber Caprara: «Il Cardinale Consalvi sarà responsabile al popolo di tutti questi mali e di aver perduto lo stato.»

Den Standpunkt des Kaisers machte das berühmte Schreiben vom 22. Juli 1807 an Eugen Beauharnais klar. «Für die römische Kirche werde er stets Karl der Grosse, nie Ludwig der Fromme sein.» «Der jetzige Papst sei zu mächtig, Priester seien nicht da, um zu regieren.» «Ob der Papst Bann und Interdikt über ihn verhängen wolle, ob er glaube, dass dann seinen Soldaten die Waffen aus den Händen fallen würden...»

«Wer weiss» — äusserte sich der Papst am 24. Mai 1807 — «ob nicht neue Siege im Norden Europas das Signal zu Unserem Untergang werden.» Damit hatte er richtig gesehen. Im Juli 1806 war der Rheinbund gebildet worden, das Heilige Römische Reich fand damit sein Ende; nachdem dann Preussen am 14. Oktober 1806 bei Jena völlig erlegen war, erschien von Berlin aus das Blockadedekret, die Anordnung der allgemeinen Kontinentalsperre gegen England. Der Papst, für dessen Staat diese Massnahme undurchführbar war, hatte den Mut, durch den Staatssekretär Casoni dagegen Protest zu erheben. Schon bereitete der französische Gesandte Alquier in Verbindung mit den alten römischen Republikanern den Aufstand in Rom vor. Schliesslich erklärte sich der Papst bereit, seine Häfen den Engländern zu sperren, um den Kaiser, dessen Forderungen mit jedem Widerstand wie mit jedem Zurückweichen immer höher stiegen, doch in etwas zu befriedigen. Doch vergeblich. Am 1. November 1807 erklärte sich General Lemarrois auf Befehl Napoleons zum Gouverneur von Ancona, Urbino und Macerata und liess den Präfecten von Macerata, der sich widerspenstig zeigte, einfach gefangen setzen. Bald darauf erhielt General Miollis den Auftrag, unter dem Vorwande, nach Neapel zu ziehen und in Rom die neapolitanischen Unruhestifter festnehmen zu müssen, die Ewige Stadt zu besetzen. In zwei Kolonnen, 4000 Mann von Ancona, 2500 Mann von Florenz, marschierten die Franzosen gegen Rom, während man mit dem Papst noch verhandelte. «Il est impossible de perdre plus bêtement ces états temporals», schrieb der Kaiser am 6. April 1808 an den italienischen Vizekönig, «quel triste effet produit le placement d'un sot sur le trône». Am 2. Februar 1808 rückte Miollis durch die Porta del Popolo in Rom ein, vereinigte sofort die päpstlichen Truppen mit den französischen, richtete die Mündungen der Kanonen gegen den Palast des Papstes, besetzte die Engelsburg und schaltete in grösster Willkür. Der Zweck all seiner Quälereien war, den Papst zur Resignation zu drängen. Doch dieses Ziel erreichte man nicht, auch als man ihm seine Staatssekretäre, zuerst Gabrielli, dann nach einem Ueberfall auf die Schweizergarde und Beraubung des Staatssekretariats, wo man wichtige Papiere beschlagnahmte, auch Kardinal Pacca⁶⁶ vergewaltigte und gefangen fortführte. Schon am 29. Februar hatte der französische Gesandte Rom ver-

⁶⁶ Vgl. Pacca's Denkwürdigkeiten, 1, 37 ff.

lassen, der päpstliche Legat war von Paris abberufen worden. In der Ansprache vom 16. März 1808 wies der Papst Napoleons Forderungen als unverträglich mit der Freiheit der Kirche zurück. «Domine, vim patior, responde pro me», betete Pius VII. Nun widerrief der Sohn der Revolution «als Nachfolger Karls des Grossen» die pippinische und karolingische Schenkung und liess die Provinzen Urbino, Ancona, Marcerata und Camerino «auf ewige Zeiten» mit dem Königreich Italien vereinigen (2. April 1808). Der Widerstand, den Napoleon in Italien fand, war überall schwach, nicht der Rede wert; einzig der Papst liess sich nicht einschüchtern, trotz der Erfolge, die auch des Kaisers Feldzug gegen Oesterreich gebracht hatte (1809). Napoleon mochte nach Belieben Kronen austeilten — er hatte eben erst seinen Bruder Joseph zum König von Spanien befördert und an dessen Stelle Joachim Murat nach Neapel gesetzt; er mochte die kühnsten, um nicht zu sagen wahnsinnige Weltteilungsprojekte ersinnen und eine ganze Suite von Unterkönigen zu seiner Zusammenkunft mit Kaiser Alexander nach Erfurt bescheiden: den von ihm schwer beleidigten Priester, der sich im Quirinal als Gefangener betrachtete, musste er entweder aller seiner weltlichen Macht entkleiden oder als seinen Herrn anerkennen, vor dem er sich durch Zurücknahme von Drohungen und Wiedererstattung des Genommenen zu demütigen habe.⁶⁷ Kein Zweifel, unter allen Herrschern, die Napoleon entgegentreten mussten, reicht keiner an den Mut und die Festigkeit dieses schlichten Pius. Vielleicht hat sich auch selten in der Geschichte des Papsttums die Notwendigkeit eines weltlichen Territoriums als Schutz der geistlichen Souveränität in früheren Zeiten so einleuchtend gezeigt als unter Napoleon. Solange Pius VII. auf eigenem Boden lebte, blieb er fest.

Kurz vor der Schlacht bei Aspern, am 17. Mai 1809, erschien von Schönbrunn aus jenes kaiserliche Dekret, welches das Ende der weltlichen Papstherrschaft verfügte durch das Machtwort: «Die päpstlichen Staaten sind mit dem französischen Reiche vereinigt». Dem «Hl. Vater» werden als Einkünfte zwei Millionen zugewiesen, er, seine Paläste und Besitzungen sind frei von jeder Abgabe, jeder Gerichtsbarkeit und jedweder Untersuchung, die öffentliche Schuld wird zur französischen Staatsschuld geschlagen, die antiken Denkmäler werden durch den kaiserlichen Schatz erhalten, Rom selbst wird eine kaiserliche und freie Stadt. Unter Kanonendonner wurde am 10. Juni das päpstliche Wappen von der Engelsburg entfernt. «Consumatum est!» rief der Papst, als das Dekret verlesen war. «Ich erkenne Sie als mein geistliches Haupt an, aber ich bin der Kaiser», schrieb Napoleon.

Als Antwort wurde in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni, trotz grösster Wachsamkeit der französischen Beamten, an den Hauptkirchen Roms, St.

⁶⁷ Vgl. Brosch, 2, 262.

Peter, Santa Maria Maggiore, San Giovanni, die längst bereit gehaltene Bannbulle Quam memoranda gegen alle «Räuber des Patriomonium Petri, ihre Anredner, Gönner, Berater und Vollzieher» angeheftet. Der Kaiser war nicht persönlich genannt; zugleich wurde verboten, die Gebannten an Gut oder Recht zu schädigen. Die Bannbulle, die seit drei Jahren vorbereitet war, erregte grosses Aufsehen und den Jubel des römischen Volkes, so dass Napoleon alles tun liess, um ihre Verbreitung zu hindern. Nicht-Katholiken schwärmten damals für den Papst als den «einzigen Protestanten» gegen den übermächtigen Kaiser.

An die Spitze der römischen Regierung trat zunächst eine Konsulta mit General Miollis als Stadtgouverneur und Cesare Balbo als Sekretär. Der neue König von Neapel, Joachim Murat, erhielt durch die kaiserlichen Schreiben vom 17. und 19. Juni die weiteren Befehle. Es konnte für Napoleon keinen Halt mehr geben; auf die Beraubung des Papstes, der sich immer noch nicht fügte, musste die Vergewaltigung folgen. General Miollis fürchtete eine Volksbewegung und gab daher im Einverständnis mit König Murat den Befehl, Pius VII. gefangen zu setzen, gemäss der Weisung des Kaisers: «Wenn der Papst gegen den Geist seines Standes und des Evangeliums Empörung predigt, und die Immunität seiner Wohnung benützen will, um Zirkulare drucken zu lassen, soll man ihn arretieren.» General Radet, der Chef der Gendarmerie, den Napoleon von Florenz nach Rom beordert hatte, drang am Tage der Entscheidung bei Wagram nach 2 Uhr morgens in den Quirinal: er liess Leitern anlegen, die Fenster einschlagen und die päpstlichen Gemächer mit Aexten zertrümmern. Die Schweizergarde von 40 Mann streckte auf Befehl des Papstes die Waffen. Der Papst trat dem Polizeichef in Mozetta und Stola entgegen, so dass Radet erst jäh zurückwich, dann bleich und zitternd seinen Auftrag vortrug: «Ich komme im Auftrag meiner Regierung, um Eurer Heiligkeit den Vorschlag zu wiederholen, auf die weltliche Souveränität zu verzichten.» Der Papst erwiderte voll Ruhe: «Ich liesse mich eher in Stücke hauen als zu verzichten»; nie hätte er geglaubt, von dem so viel Verachtung zu erleben, dem er so viele Beweise des Wohlwollens gegeben: im übrigen verzeihe er ihm und allen andern. «Als ich den Papst sah» — gestand Radet⁶⁸ — «fiel mir im selben Augenblick meine erste Kommunion ein.»⁶⁹ Gegen die feierliche Versicherung Radets, den Papst zu Miollis führen zu wollen, brachte man ihn mit Kardinal Pacca durch die Porta del Popolo in rasender Eile, so dass es beim päpstlichen Greise zu Fieber und Gallenergüssen kam, nach Florenz, wo man am 8. Juli abends ganz incognito in der Certosa Rast machte. Der Papst nächtigte hier im

⁶⁸ Artaud, 2, 74.

⁶⁹ Vgl. für die edle Denkungsart des Papstes den Zug bei Wiseman, S. 27. Dazu auch Pacca, Denkwürdigkeiten, 1, 90 ff.

selben Zimmer, das zehn Jahre vorher Pius VI. zur Herberge gedient hatte; so wenig verleugnete Napoleon den «Sohn der Revolution». Die Reise ging dann rasch über Genua, Alessandria, den Mt. Cenis nach Grenöble, von wo Kardinal Pacca auf die Festung Fenestrelle gebracht wurde, während man den Papst zurück nach Savona brachte, wo er drei Jahre lang verbringen sollte. Miollis wurde von Napoleon seines Eifers wegen belobt, zugleich aber meinte der Kaiser, einen solchen Schritt hätte man nicht ohne vorherige Anzeige unternehmen sollen, er habe nur gewollt, dass man Kardinal Pacca verhafte. «Niemals wird der Papst nach Rom zurückkehren», prophezeite der Kaiser.

Napoleon hatte für Rom gewaltige Pläne. Man muss sie im Zusammenhang mit dem grossartigen Aufstieg dieses Genies betrachten, für das es keine Grenzen mehr zu geben schien. Nach der Niederwerfung Oesterreichs 1809, wobei sich allerdings zuerst Kräfte zeigten, denen Napoleon später erliegen sollte, stand ihm auf dem Festland nichts im Wege. Die Krone sollte die neue Heirat bilden. Die erste Ehe wurde vom «Kirchenrat» als nichtig erklärt und Seine Kaiserliche Majestät, weil er sich ohne seinen rechtmässigen Pfarrer hatte trauen lassen, zu einer Geldbusse von 6 Franken — zum Besten der Armen verurteilt. Die Exkaiserin Josephine, hiess es 1809, sollte in Rom wohnen, wo auch dem Papst noch ein Palast eingeräumt bleiben sollte. Aber schon waren die geistlichen Archive nach Paris gebracht und im Palais Soubise niedergelegt worden. Der Papst in Paris, ebenso die Kardinäle, vom Kaiser bezahlt und abhängig, das war Napoleons Plan. Das willige Haus Habsburg gab die neue Frau, und Maria Louise gebar den ersehnten Erben, dem Napoleon bei der Geburt den Titel des «Königs von Rom» gab. Die meisten Kardinäle waren schon bei der kirchlichen Trauung (2. April 1810) anwesend, nur 13 «schwarze» Kardinäle hatten den Mut, sich fern zu halten. Sämtliche Purpurträger wohnten jeden Sonntag in den Tuileries mit Napoleon der Messe bei, die Mehrzahl — teils durch Schmeichelei, teils durch Drohungen gewonnen — benahm sich feig und unwürdig.⁷⁰ Der Kaiser hätte sie bei einer Neuwahl völlig in der Hand gehabt, einzelne waren begeisterte Verehrer ihres Tyrannen, der sie alle verachtete. Der Papst war von seinen Ratgebern getrennt worden — so hoffte der Kaiser alles von ihm zu erlangen. Durch kleinliche Massregeln sollte Pius VII., dessen Charakter Napoleon wohl durchschaute, müde gemacht werden. Es wurde ihm der Schreibtisch erbrochen, im Jänner 1811 aller Verkehr verboten, ja schon drohte Napoleon mit der Absetzung. Ebenso wurden die widerspenstigen Kardinäle mit allen Mitteln der Schlaueit und Gewalt bearbeitet. Es wurde ihnen gedroht, man werde sie «dekardinalisieren», Consalvi

⁷⁰ Vgl. Pacca, Denkwürdigkeiten, 2, 86.

und zwei andern Kardinälen wurde Erschiessung in Aussicht gestellt. Consalvi wies die jährliche Besoldung von 30,000 Franken ab und zog es vor, die kostbare Dose zu veräußern, die ihm der Erste Konsul nach den Konkordatsverhandlungen geschenkt hatte. Er wurde dann am 11. Juni 1810 nach Rheims gebracht, wo er 33 Monate bleiben musste; er benützte sie, um seine Memoiren bis 1812 zu schreiben. Darin berichtet er von einer denkwürdigen Audienz mit dem Kaiser.⁷¹ Dreimal wiederholte hier Napoleon, indem er Consalvi scharf anblickte, die Worte: «Man muss es wohl gestehen, ich hatte Unrecht, Sie vom Ministerium zu stürzen. Wenn Sie fortgefahren hätten, diesen Posten einzunehmen, wären die Dinge nicht so weit gekommen», worauf der Kardinal die Kühnheit hatte, dreimal ebenso fest zu erwidern: «Eure Majestät mögen glauben, dass ich meine Pflicht erfüllt hätte».

Am 25. April 1811 berief der Kaiser das französische Nationalkonzil. Es wurde am 17. Juni eröffnet. Man sandte Deputationen nach Savona, um den Papst zum Nachgeben zu bewegen. Besonders durch übertriebene Darstellung der Verwirrung, die seine Unnachgiebigkeit in der Kirche hervorrufe, suchte man ihn zu beugen. Noch blieb Pius VII. fest.

Wie tragisch, dass der Papst, der Napoleon in seinem Glanze, trotz aller Versuche, ihn niederzuzwingen, siegreich widerstanden hatte, jetzt unterlag, da der Kaiser geschlagen aus Russland heimkehrte! Napoleon wünschte sich nun, gedrängt durch die öffentliche Meinung, mit dem Papste auszusöhnen, um wenigstens einen Feind weniger zu haben. Sein Befehl aus Dresden brachte den Dulderpapst nach Fontainebleau (20. Juni 1812), wo ihn nur die «roten» Kardinäle besuchen durften. Sie drangen mit Bitten und Beschwörungen, die Kirche sei in höchster Gefahr, leidenschaftlich auf ihn ein. Der Papst wies Kardinal Maury einmal entrüstet aus dem Zimmer. Der Kaiser selbst bearbeitete den schlecht unterrichteten Greis fünf Tage lang. So kam es schliesslich zur Einigung über 11 Präliminarartikel, die der von allen Seiten bestürmte, geängstigte und genötigte Papst am 25. Jänner 1813 in Fontainebleau unterschrieb. Das Papsttum, so heilig und ehrwürdig in diesem edlen Träger, so erhaben durch das Martyrium zweier Päpste, sank durch diese Unterzeichnung zum französischen Institut herab. Avignon war erneuert. Es war ein Augenblick der Schwäche in so vielen Jahren des heldenmütigen Widerstandes. Zudem wollte der Papst nicht, dass die Bestimmungen sogleich bekanntgegeben würden; aber Napoleon unterschrieb und liess sie am 13. Februar 1813 überall verkünden. Pius VII. willigte in den Verzicht des Kirchenstaates, dafür sollten ihm die nicht veräußerten Güter des Hl. Stuhles zurückgegeben, die übrigen ersetzt werden

⁷¹ Memoiren, S. 139 ff. Fischer, Consalvi, S. 257—261.

bis zur Höhe einer Jahresrente von zwei Millionen Franken; er sollte in Frankreich oder im Königreich Italien wohnen; er überliess dem Kaiser die Ernennung aller französischen und italienischen Bischöfe, mit wenigen Ausnahmen. Napoleons Vorgehen war nicht bloss eine Schurkerei, da sich Pius VII. ausdrücklich vorbehalten hatte, das neue Konkordat erst nach einer Besprechung im geheimen Konsistorium zu unterzeichnen, sondern auch ein Fehlschlag. Sobald der Papst mit den «schwarzen» Kardinälen, besonders di Pietro, Pacca und Consalvi, deren Verkehr ihm bisher vorbehalten worden war, zusammen kam, sah er die unglücklichen Folgen des Konkordates für die Kirche von Frankreich und Italien ein. Am 13. Februar liess Napoleon ein feierliches Te Deum abhalten für die Versöhnung von Kirche und Staat. Aber Pius VII. schrieb nun, um niemanden in Gefahr zu bringen, mit eigener Hand den Widerruf des Konkordates nieder, den Consalvi entworfen hatte. Am 25. März 1813 hatte der Kaiser diesen denkwürdigen Papstbrief in Händen. «Durch Unsere Pflichten gezwungen, mit der Ehrlichkeit und Offenheit, die Unserer Würde und Unserem Charakter geziemt, tun wir Eurer Majestät kund, dass Unsere Seele seit dem 25. Jänner, dem Tag, an dem Wir Unsere Unterschrift unter die Artikel setzten, die als Grundlage des endgültigen Vertrages dienen sollten, unaufhörlich von den grössten Gewissensbissen und der tiefsten Reue zerrissen wird. Wir erkannten alsbald . . . den Irrtum, zu dem Wir Uns haben hinreissen lassen, sei es in der Hoffnung, die ausgebrochenen Zwistigkeiten in der Kirche zu beenden, sei es wegen des Wunsches, Eurer Majestät zu Gefallen zu sein. . . . Wie heftig war Unser Schmerz, als Wir, zu Unserer grossen Ueberraschung und gegen Unsere Abmachungen mit Eurer Majestät, dieselben Artikel, die nichts als die Grundlage für einen künftigen Ausgleich waren, in der Form eines Konkordates veröffentlicht sahen! . . . In Gegenwart Gottes, dem Wir bald Rechenschaft abzugeben gezwungen sein werden über den Gebrauch der Macht, die Er Uns als Stellvertreter Jesu Christi für die Regentschaft über die Kirche verlieh, bekennen Wir mit aller apostolischen Ehrlichkeit, dass sich Unser Gewissen unwiderlegbar der Durchführung einiger Artikel des Schriftstückes vom 25. Januar widersetzt.» Dann beruft sich Pius VII. auf das Beispiel seines Vorgängers Paschalis' II., der Heinrich V. ein ähnliches Zugeständnis gemacht hatte. «Und Wir sagen mit ihm: Unser Gewissen erkennt das Schriftstück als schlecht an, und mit Hilfe des Herrn wünschen Wir, dass es gänzlich zerrissen werde. . . .» Mehrere Tage hatte der Greis, der schon auf der Reise nach Fontainebleau grosse Schwächeanfälle gehabt hatte und mit den hl. Sakramenten versehen worden war, an dem Absagebrief geschrieben. Aber dann fühlte er sich wie erlöst aus der düstern Schwermut, in die er sogleich nach Unterfertigung der Präliminarien gefallen war. «Wir haben Uns am Ende unserer Leiden befleckt.»

Darin hat er richtig geurteilt, wie sehr sein Fall auch menschlich entschuldigbar ist. Aber was Pius VII. als Papst fehlte, indem er die Interessen der Kirche auf Grund falscher Vorspiegelungen preisgab, hat er durch den Mut seines Widerrufs als Mensch und Christ gutgemacht. Napoleon war aufs höchste erbittert und sagte im Staatsrat: «Wenn ich nicht einigen jener Priester in Fontainebleau den Kopf abschlagen lasse, werden diese Dinge nie in Ordnung kommen». Dann erklärte er am 25. März das Konkordat als verpflichtend für alle Bischöfe und Kapitel des Reiches. Mitten in der Nacht wurde Kardinal Di Pietro verhaftet und nach Ancona verbannt. Pius VII. aber erklärte in einem Breve an die Kardinäle alle Verordnungen nach dem Konkordat als nichtig.

Nun überstürzten sich die Ereignisse. Nach dem Völkergericht von Leipzig griff Napoleon neuerdings zu Verhandlungen mit dem Papst, die aber durch den Erzbischof Stephan Fallot de Beaumont ohne Erfolg geführt wurden, da Pius VII. Wiederherstellung des Kirchenstaates forderte. «Es ist möglich, dass meine Sünden mich nicht würdig machen, Rom wieder zu sehen, aber seien Sie versichert, meine Nachfolger werden alle Staaten, die ihnen gehören, wieder erhalten.» Neuerdings wurden Papst und Kardinäle getrennt und diese überallhin verteilt, damit sie nicht den in Frankreich vorstossenden Alliierten in die Hände fielen. Der Kaiser wollte von dieser Beute nicht lassen, bis er selbst zur Beute der erzürnten Völker wurde.

Murat und Miollis hatten sich einst die Hand gereicht zur Gefangennahme des Papstes. Nun wurden die Soldaten Miollis' von Murat aus Rom vertrieben; am 24. Jänner 1814 zog der König von Neapel, der sich durch den Vertrag vom 11. Jänner mit den Oesterreichern gegen seinen Kaiser verbündet hatte, in Rom ein. Noch immer blieb Napoleon starr: er bot dem Papst Rückkehr nach Rom und Wiederherstellung eines Teiles des Kirchenstaates an. Pius VII. forderte den ganzen (21. Jänner 1814). Vergeblich hatte König Joseph, Napoleons Bruder, längst geraten, den Papst vollständig frei zu geben. Der Kaiser liess am 24. Jänner den Papst von Fontainebleau nach Savona bringen, ohne das ihn einer der Kardinäle begleiten durfte. Ueberall empfing der Triumph des Volkes den Dulder; in Nizza spannten sich die Leute vor den Wagen und führten den Papst zur Kathedrale. Am 11. Februar wurde Savona erreicht. Am 10. März gab Napoleon, dessen Lage hoffnungslos geworden war, durch ein Dekret die zwei Departemente Rom und Trasimeno, die ihm längst nicht mehr gehörten, dem Papst zurück und sandte endlich den Befehl nach Savona, Pius VII. freizulassen. Am Taroflusse übergaben die Franzosen den Papst in die Hände der Oesterreicher. Deren Oberst Prohaska warf sich dem Papste zu Füssen und rief: «Heiligster Vater, das ist der glücklichste Tag meines Lebens; Sie sind frei und stehen auf dem befreiten Boden Ihres Vaterlan-

des!» Nun knieten auf beiden Seiten des Flusses die Franzosen und die Oesterreicher, ihrer Feindschaft vergessend, nieder und empfingen den Segen des gemeinsamen Vaters. Die weitere Reise durch Italien war ein steter Triumphzug, der seinen Höhepunkt in Imola erreichte. Hier, wo Pius VII. einst Bischof gewesen war, feierte der befreite Papst den Gründonnerstag, wozu 25,000 Besucher aus allen Teilen Italiens herbeigeeilt waren. Von seinem Heimortorte Cesena aus wandte sich Pius zum erstenmal wieder an seine Untertanen. «Die Absichten, welche die göttliche Barmherzigkeit mit Uns hatte, sind erfüllt. Von Unserm friedlichen Sitze durch eine unerhörte Gewalttätigkeit herabgestürzt, losgerissen von der Liebe Unserer Untertanen, von Land zu Land geschleppt, sind Wir zu mehr als fünfjährigem Elend verdammt gewesen.» Wie durch ein Wunder habe ihm Gott Kirche und Kirchenstaat wiedergegeben. Er ermahne alle Untertanen zu grösster Ruhe und zum Verzicht auf alle Privatrechte. — Nun wurden Delegaten in die verschiedenen Teile des Kirchenstaates gesandt, darunter Rivarola nach Rom, um die päpstliche Regierung wieder einzurichten. Consalvi, der mit den andern Kardinälen freigelassen worden war, ging über Auftrag des Papstes nach Paris zur Vertretung der kirchlichen Interessen im Fürstenrat. Vor der allgemeinen Begeisterung für den Papst wich auch der Machthunger Murats, der sich im Kirchenstaat festgesetzt hatte. Unter namenlosem Jubel zog Pius VII. in die Ewige Stadt ein. An der Ponte Molle wurden die Pferde ausgespannt, und 24 Jünglinge aus den edelsten Häusern Roms zogen den Wagen des Papstes an seidenen Bändern durch die Porta del Popolo nach St. Peter und dann zum Quirinal: unter den Beifallsstürmen des Volkes und den Freudentränen der Tausende, die unabsehbar die Strassen füllten. Seit dem 11. Mai 1814 wehte die päpstliche Fahne wieder von der Engelsburg. Und schon begannen die Männer, denen Pius VII. sein Vertrauen lieb, ihr Werk. Es war Consalvi zwar noch auf der Hinreise nach Rom zum Staatssekretär ernannt worden, da er aber alsogleich nach Paris und dann nach Wien entsandt wurde, führte der Leidensgenosse des Papstes, Kardinal Pacca, als Prostaatssekretär die Geschäfte.

Unterdessen hatte die umsichtige Herrschaft der Franzosen der päpstlichen Restauration glänzend vorgearbeitet.⁷² Rom war zur reichsunmittelbaren Stadt erhoben worden. Für die Zeit des Uebergangs setzte Napoleon eine ausserordentliche Konsulta ein, die am 1. Juni 1809 ihre Arbeit begann, die französische Organisation durchzuführen, und Ende des

⁷² Vgl. hierüber Tournon, *Etudes statistiques sur Rome et la partie occidentale des états romains*. Paris 1831. 3 vol. Tournon war 1810—14 Präfekt von Rom; seine Arbeit ist, wenn auch nicht unbeeinflusst von seinem nationalen Standpunkt, ungemein reichhaltig, sein Urteil auch über die päpstliche Verwaltung im allgemeinen massvoll und gerecht.

Jahres 1810 vollendete. General Miollis war als Stadtgouverneur ihr Vorsitzender; ihm unterstanden Saliceti, de Gerando, Janet, Dalpozzo und der jugendliche Cesare Balbo. Die Konsulta hatte die grössten Schwierigkeiten zu überwinden: die päpstlichen Beamten waren verschwunden, alle frühern Behörden hatten sich aufgelöst, der ganze Mechanismus hielt plötzlich inne. Alles nach Weisung des Papstes. Eine Mahnung für die Franzosen, wie stark der päpstliche Einfluss war. Jeder Römer aus besseren Kreisen weigerte sich zuerst, von den Franzosen ein Amt anzunehmen, so dass sie Beamte aus allen Teilen Italiens zusammentrommeln mussten. Anfangs Jänner 1811 hatte man endlich das nötige Personal für Justiz und Verwaltung beisammen.⁷³ Nun übernahm die eigentliche Regierung, mit Graf Tournon als Präfecten an der Spitze, die Geschäfte. Noch immer verharrete die Geistlichkeit in ihrem Widerstande. Als Napoleon von den römischen Priestern nicht bloss Gehorsam, sondern auch gegen A. Aldinis Rat den Treuschwur forderte, stiess er auf allgemeine Opposition, die weder durch Auszahlung von Pensionen an die Eidleistenden — zwei Drittel der Klostergeistlichen wies die Gelder beharrlich von sich — noch durch Deportation der Eidverweigerer gebrochen werden konnte.⁷⁴ Trotzdem leistete die französische Regierung in kaum fünf Jahren Erstaunliches an positiver Arbeit wie in Ausrottung fauler Missbräuche. Obwohl man im allgemeinen massvoll gegen das alte Regime vorging — man hob nur jene Klöster auf, die sich nicht mit Jugendpflege oder Krankendienst beschäftigten —, bewirkten die energischen Reformen doch zunächst eine starke Verminderung der Volkszahl. Statt 165,000 Einwohnern im Jahre 1796 waren 1809 nur 123,000, 1813 nur mehr 117,000. Doch kam die Verminderung der römischen Bevölkerung in erster Linie vom Abzug arbeitsscheuer Leute. Die aufgehobenen Klöster hatten bei 30,000 Arme gespeist, die nun durch Geldunterstützungen oder Arbeitshäuser versorgt wurden (1809). Nach fünf Jahren waren es nur mehr 10,000! Gerando, einer der kaiserlichen Stadträte, förderte die Bodenverbesserung.⁷⁵ Er bewirkte die Wiederherstellung der Via Appia, liess das Kolosseum vom Schutte befreien, förderte den Ackerbau durch Einführung besserer Bebauungsmethoden, ja liess sich für einige Zeit in der Sumpfgegend nieder, um die Austrocknungsarbeiten energischer

⁷³ Vgl. Sclopis, *La domination française en Italie*. Paris 1861. Die ablehnende Haltung Consalvis bei Fischer, Consalvi, S. 249 ff., und Memoiren, S. 119 ff.

⁷⁴ C. Balbo sagt in seiner Selbstbiographie: «Io mi vergognava più che mai allo spettacolo rimproveratore della fortezza di quei preti. Incominciai a sospettare che questi così disprezzati, fossero pure i più forti, o i soli forti uomini d'Italia.» Reuchlin, 1, 27: «Die niedere Geistlichkeit zeigte vielen Märtyrermt.»

⁷⁵ Vgl. über ihn Mignet, *Notice histor. sur la vie et les travaux de M. de Gerando*, in *Mémoires de l'Académie des sciences mor. et pol.* 10.

betreiben zu können. Seit 1810 verzeichnet das Budget 200,000 Franken für Austrocknung der pontinischen Sümpfe. Zur Regelung des Tiberlaufes und zur Verschönerung der Stadt gab man in knapp vier Jahren sechs Millionen Franken. Nach Gerando machte sich Graf Tournon höchst verdient um die Hebung des Landes. Wohltuend wirkte vor allem die Reform des Justizwesens, die jedem sein Recht sicherte. Die Römer waren erfreut über den raschen Rechtsgang. Die öffentliche Sicherheit stieg durch Bekämpfung des Banditenwesens, obwohl es selbst der französischen Regierung nicht gelang, es vollständig auszurotten. Ja, am 18. November 1811 schreibt Napoleon an den Vizekönig: «Le brigandage s'accroît dans les environs de Rome». Die Einführung des Code Napoleon an Stelle der unübersehbaren Masse päpstlicher Dekrete und Konstitutionen aus vielen Jahrhunderten, die sich natürlich oftmals widersprachen, brachte eine wohltuende Klarheit in die Rechtssprechung, die überall da, wo man nicht von den ehrlich erworbenen, aber längst veralteten Privilegien lebte, dankbar begrüsst wurde. Wie überall im Geltungsbereich des Code Napoléon, war auch für den Kirchenstaat der oberste Grundsatz die Rechtsgleichheit vor dem Gesetz: das Ziel war die Vernichtung der Vorrechte nicht bloss des Adels und der Geistlichkeit, sondern auch aller lokalen Privilegien. Dabei leisteten wie im übrigen Italien so auch im Kirchenstaat die Logen der Freimaurer grosse Dienste als Förderer der Zentralisation. Zugleich waren die Gleichheit aller vor dem Gesetz, die Einheit der Münze wie die gewaltigen Fortschritte, welche unter der französischen Herrschaft das Verkehrswesen nahm, endlich das gemeinsame Militär die besten Förderer der Uniformierung des einst so zersplitterten Italien. Alles Streben der Regierung ging darauf hinaus, den früher herrschenden Gesellschaftsklassen ihren Einfluss auf das Volk zu nehmen und damit den alten Ideen ihre Macht über die Seelen. Dabei benützte Napoleon, wie in Frankreich, die Triebfeder der meisten menschlichen Handlungen geschickt zur Mitarbeit für seine Ziele: die menschliche Eitelkeit. Der Orden der Eisernen Krone, später die Schöpfung eines neuen Adels, dienten seinen Zwecken, die obere Schichten für seine Pläne zu gewinnen. Zu gleicher Zeit verstand es der Kaiser, die geistige Elite Italiens zu gewinnen durch Subventionen, Pensionen und Titel, womit alles, was einen literarischen oder wissenschaftlichen Namen hatte, bedacht wurde, insofern es den kaiserlichen Wünschen nicht entgegenwirkte. Vincenzo Monti wurde zum Historiographen des italienischen Königreiches ernannt: Nachdem er das Papsttum verherrlicht und die Schreckensherrschaft der Revolution gefeiert hatte, besang er die Oesterreicher für die Befreiung der Lombardei, die Franzosen für deren Wiedereroberung, und liess seine gewandte Feder für jede Heirat und Geburt im Hause Napoleons. Weniger glücklich war Ugo Foscolo, der von seiner Stelle und vom Königreich verjagt wurde, weil man

in seinem Ajax eine Anspielung auf den Gegensatz zwischen Bonaparte und Moreau erblickte. Aber die meisten Geister Italiens fanden reichliche Aufträge und Unterstützungen; so fügten sie sich willig dem allgemeinen Joche. Der Italiener Pietro Giordani erhob Napoleon unter die Götter.

Weniger zufrieden war das gewöhnliche Volk. Die Einführung der Konskription rief allgemein Erbitterung hervor, ebenso die ungewohnten Steuersätze. Zwar konnte der Kaiser in einer Ansprache zu Mailand behaupten: «Mein Volk von Italien ist unter allen Völkern Europas das am wenigsten mit Steuern belastete»; aber was der Staat nicht tat, nahm die Verwaltung der Departements und Gemeinden, die ganz unmässige Umlagen forderten. Obwohl sich die Bevölkerung Roms um 28 Prozent vermindert hatte, musste sie nun um 60 Prozent mehr Steuern zahlen als unter der päpstlichen Regierung. Man hatte sich an das unkontrollierbare und nachlässige, dabei milde und rücksichtsvolle päpstliche System umso leichter gewöhnt, als es eben dem Wesen des Volkes mehr entsprach als das genau geregelte, einheitliche und zweckmässige französische. Daher die allgemeine Erbitterung, die wenig auf das sah, was mit dem Gelde geleistet wurde, und viel auf das, was man forderte. Der Staatsschuld hatten sich die Franzosen auf eine höchst einfache Art erledigt; dafür waren die geistlichen Güter konfisziert worden, deren Einkünfte zur Tilgung der Schuld hinreichte. Auch alle Monti im Besitze der toten Hand wurden als nichtig erklärt. Doch verwendete man die Einkünfte zum Besten der Bevölkerung.

Die kräftig einheitliche Regierung, für die gerade die geistigen Wortführer Italiens am meisten Verständnis zeigten, erbrachte den Beweis, dass die Italiener auch «ohne die Kleinstaaterie leben und bestehen können, ja dass ihr Leben mit dem Niedergang der Kleinstaaterie erst recht beginne».⁷⁶ Niemals seit den Zeiten der Römer ist die Gleichförmigkeit der Einrichtungen auf italienischem Boden weiter entwickelt worden.⁷⁷ So war die Herrschaft Napoleons für Italien eine unvergleichliche Schule für die Einheitsbestrebungen der Patrioten. Man muss bedenken, dass hier auch sonst die Fremdherrschaft üblich war. Die kleinen Tyrannen waren alle viel näher, quälten mehr als der eine grosse Tyrann, dem halb Europa diene. Dazu nahm Italien teil an dem grossen Aufschwung, den Napoleon überall zu Wege brachte. Wenn es keine Freiheit hatte, so kamen doch die Männer des Wissens, der Kunst, des Fortschrittes in Menge zu Ehren, während sich die alten Regierungen, im Kirchenstaat wie sonst, auf auserwählte Cliques geistig harmloser Aristokraten gestützt hatten. Die Wirkung war denn auch, dass nicht das gemeine Volk, das die französische Herrschaft fast durchwegs hasste,

⁷⁶ Brosch, 2, 279.

⁷⁷ G. Ferrari, Storia delle Rivoluzioni d'Italia, 3, 611.

wohl aber die Gebildeten in Menge die Träger des nationalen Gedankens wurden. Für ihre Kreise trifft zu, was C. Balbo ausspricht: in jener Zeit begann man, den Namen Italien mit Liebe auszusprechen.

VIII. Restauration und Reaktion.

Als Pius VII. wieder nach Italien zurückkehrte, fand er für den Kirchenstaat nicht die günstigste Lage. Wohl hatte der österreichische General Bellegarde in der Proklamation vom 9. Februar 1814 in bezug auf Rom verkündet: «Ihr werdet die unsterbliche Stadt, die zweimal die erste Stadt der Welt gewesen ist, aufhören sehen, die zweite eines fremden Reiches zu sein, und sie wird mit neuem Glanze wieder als die Hauptstadt der christlichen Welt erscheinen». Allein vorderhand waren grosse Teile des Kirchenstaates von König Murat, dem Verbündeten Oesterreichs, besetzt, und er schien besten Willens, sie zu behalten. Nachdem aber der Versuch, den Papst auf dem Wege nach Rom aufzuhalten, gescheitert und die öffentliche Meinung für Pius VII. stürmisch jubelnd war, blieb Murat nichts übrig, als Rom preiszugeben. Seine Truppen blieben in Ancona und den Marken, die Oesterreichs in Bologna und der Romagna. Der Papst war auf den guten Willen der Sieger angewiesen. Ja bald wurde er neuerdings aus Rom vertrieben durch den Aufstand Murats. Napoleon war von Elba ausgebrochen und eroberte im Sturm Frankreich, wo bereits die Reaktion eingesetzt hatte. In Kirche und Staat wollten die zurückgekehrten Emigranten die alten Zustände wieder aufleben lassen. Zahlreiche Geistliche, die während der Revolution Unsägliches erduldet hatten, kamen jetzt wieder in die Heimat und verweigerten den Hofbischöfen Napoleons den Gehorsam. Daher traten diese mit Feuereifer wieder für den Kaiser ein. Erzbischof Claude Lecoz eilte im Sturm nach Paris, um seine Huldigung zu leisten, erliess dann einen begeisterten Hirtenbrief für Napoleon, durcheilte seine Diözese und predigte den Kreuzzug gegen des Kaisers Feinde. In Italien war es nicht anders. Mit Trauer sahen viele Patrioten, dass die wiedereingesetzten Regierungen mit blinder Reaktion begannen und ihr Vaterland neuerdings der Zerrissenheit anheimfiel. Diese Stimmung nutzte Murat für sich. Er wusste, dass Maria Karoline von Bourbon und Talleyrand in Wien gegen ihn arbeiteten. Obwohl ihre Intriguen an der Rechtlichkeit Metternichs scheiterten, der den Vertrag vom 11. Jänner 1814 nicht brechen wollte, fürchtete er für sein Reich und trat auf die Seite seines alten Kaisers. Er machte sich zum Anwalt der Freiheit und Einheit Italiens. Rasch besetzte er Rom, Toscana und die Marken, die er kurz vorher auf Oesterreichs Weisung geräumt hatte. Von

Rimini aus erliess er eine Proklamation. «Italiener, die Schicksalsstunde Italiens hat geschlagen! Die Vorsehung ruft euch, endlich eine unabhängige Nation zu sein. Von den Alpen bis zur Meerenge der Scylla ertönt nur ein Schrei: Ein unabhängiges Italien!» Die Romagnolen empfangen ihn begeistert, er besetzte Cesena, Bologna und nahm Modena. Aber nur fünfhundert Freiwillige eilten unter seine Fahnen. Bei Tolentino erlag er am 3. Mai dem österreichischen General Bianchi. Mit nur sechstausend Mann kam er in sein Königreich, das er mit fast vierzigtausend verlassen hatte, entsagte durch die Konvention von Casalanza dem Thron und flüchtete sich nach Corsica.

Waren die Pläne Murats auf den Untergang des Kirchenstaates gerichtet gewesen, so bedeutete die übermächtige Stellung Oesterreichs in Norditalien keine geringere Gefahr. Die Lage war ähnlich wie nach den glänzenden Erfolgen Oesterreichs im zweiten Koalitionskrieg. Wie damals forderte der Wienerhof auch jetzt die Abtretung der Legationen und der Romagna als erobertes Gebiet. Wiederum bedeutete das plötzliche Erscheinen Napoleons die Rettung des Kirchenstaates.

Consalvi verstand es, die Lage zu benützen. Als er in Paris erschien, waren die Fürstlichkeiten schon nach London abgereist. So begab er sich dorthin, um den Kaiser von Russland, den König von Preussen und Metternich für die volle Restitution des Kirchenstaates zu gewinnen. Seit Jahrhunderten war er der erste Kardinal, der England betrat. Lange beriet er sich auf dem Schiff mit seinen Bekannten, ob er wohl in roten Strümpfen auftreten dürfe. Erst wenige Jahre vorher hatte Lord Grenville als Minister ein päpstliches Schreiben zurückgewiesen und Nuntius Caleppi seine Prälatenkleidung abgelegt, als er bei Hofe erschien. Consalvi trat als Kardinal auf und wurde mit hoher Auszeichnung behandelt. Der Prinzregent nahm ihn so auf, «dass gar nicht mehr hätte geschehen können», wie der Papst in der Allokution vom 4. September 1815 rühmte. Von London eilte Consalvi zum Wiener Kongress. Noch am 26. Mai 1814 hatte Metternich die Legationen und die Romagna für Oesterreich gefordert. Dem gegenüber beantragte der Vertreter des Hl. Stuhles, der durch die Gefälligkeit seines Auftretens wie durch staatsmännische Begabung in Wien gleiches Aufsehen erregte, durch seine Noten vom 17. November 1814 und 14. Juni 1815 die Wiederherstellung des Heiligen Römischen Reiches als eines Mittelpunktes der Einheit aller christlichen Staaten, die Wiederherstellung der geistlichen Fürstentümer Deutschlands und endlich die volle Wiederherstellung des Kirchenstaates. Seine Pläne wurden nicht wenig gekreuzt durch die ebenso geschickte Wirksamkeit des Generalvikars von Konstanz, J. H. v. Wessenberg, den der Altreichskanzler und Primas Dallberg zur Vertretung der deutschen Kirche nach Wien gesandt hatte. Sein Ziel war eine selbständige deutsche

Kirche, die durch ein Konkordat mit dem Papst sicherzustellen war; die Auflösung der geistlichen Fürstentümer nahm Wessenberg, wie die Diplomaten insgesamt, als eine vollendete Tatsache, an der nicht zu rütteln sei. Aber selbst in seinen Bemühungen um die Restauration des Kirchenstaates schien Consalvi wenig Erfolg zu erzielen, als die Rückkehr Napoleons nach Frankreich und die Erhebung Murats für ihn die Lage verschoben. Russland und Preussen waren gegen Oesterreich, Frankreich und England in scharfen Gegensatz geraten; sie unterstützten daher Consalvi in seinen Forderungen; ein grosser Kirchenstaat bedeutete seiner Natur nach eine Schranke gegen den österreichischen Einfluss in Italien. Jetzt erinnerte man sich, angesichts der Möglichkeit eines Zusammengehens Napoleons und des Papstes, der trotz seiner Leiden immer eine Schwäche für den mutigen Verfechter des Konkordates bewahrte, dass die Grundsätze der Restauration und Legitimität für niemanden so klar und eindringlich sprachen wie für Pius VII. Keiner der Fürsten hatte politisch und persönlich Aehnliches von Napoleon erduldet wie der Heilige Vater. Mit Nachdruck betonte Consalvi die Rechte der «ältesten und legitimsten Monarchie Europas» und dass der Papst gerade wegen der Verbindung mit ihnen so Schweres erduldet.

Napoleon, der alsogleich vom Wiener Kongress als Friedensstörer geächtet wurde, erschien tatsächlich als Friedensvermittler zwischen den hadernden Grossmächten, seine Rückkehr von Elba gab auch dem Papste seine Gebiete zurück. Nach Artikel 103 der Wiener Schlussakte vom 9. Juni 1815 wurde der gesamte Kirchenstaat restituirt, mit folgenden Ausnahmen: Oesterreich behielt von Ferrara das linke Poufer und hatte das Recht, die Kastelle von Ferrara und Comacchio zu besetzen; ebenso blieben Avignon und Venaissin Frankreich einverleibt. Consalvis Protest, der von Pius VII. am 4. September 1815 bestätigt wurde, blieb erfolglos. Die Bevölkerung des von Oesterreich zurückgegebenen Kirchenstaates solle durch eine allgemeine Amnestie vor Verfolgung geschützt sein. «Alle von Privatpersonen aus einem durch die gegenwärtig geltenden Gesetze für gesetzmässig erklärten Titel gemachten Erwerbungen sollen aufrecht erhalten werden, und die Bestimmungen in Betreff der Garantie für die Staatsschuld und der Bezahlung der Pensionen bleiben einer dem römischen und dem österreichischen Hofe zu ernennenden Spezialkommission vorbehalten». Nach der Darstellung Kardinal Paccas war die Gesamtamnestie eine verwerfliche Massregel, die den Keim aller folgenden Revolutionen barg; seine eigenen Massnahmen im Kirchenstaat waren aber verhängnisvoller. Consalvi hatte nach der Lage der Dinge in Wien Glänzendes erreicht; ihm war, nach Talleyrands Wort, «der kühnste und schönste Zug, der auf dem grünen Tisch gemacht wurde, gelungen». Der Papst zollte denn auch in der Allokution vom 4. Sept. 1815 den Fürsten von Preussen, Schweden, Russland und England hohes Lob, zu

hohes Lob. «An dieser Stelle müssen Wir aber mit höchsten Ehren nennen, den erhabenen Kaiser von Russland, Alexander, einen Fürsten, ebenso berühmt im Kriege, wo er sich durch so viele Siege hohen Ruhm erworben hat, als berühmt in der preiswürdigen Regierung seines Reiches. Denn er hat, um Unsere Angelegenheiten kennen zu lernen, mit einzigem Wohlwollen sich um dieselben bekümmert, und er hat seine Macht und seinen Einfluss in die Wagschale gelegt, um Unserem Rechte Anerkennung zu verschaffen.»⁷⁸ Es entspricht gewiss den Tatsachen, dass der Papst durch den Sieg der vier verbündeten Mächte, von denen drei nichtkatholisch waren, über Napoleon, der seine Hauptstadt zum Mittelpunkt des Katholizismus zu machen glaubte, befreit und nach Rom zurückgeführt wurde. «Zuerst den drei unkatholischen Fürsten allein, die eben in London beisammen waren,» meint Ranke,⁷⁹ «ward dann der Wunsch des Papstes, den gesamten Kirchenstaat zurückzuerhalten, vorgelegt. Wie oft sind in früherer Zeit die Kräfte dieses Landes angestrengt worden, um den Protestantismus, sei es in England oder in Deutschland, zu vernichten, die römisch-katholischen Lehren nach Russland oder Skandinavien auszubreiten. Es musste jetzt hauptsächlich die Verwendung dieser unkatholischen Mächte sein, durch welche der Papst wieder in Besitz seines Landes gelangte.» In Wahrheit hatte ihr Eintreten für Pius VII. gar nichts mit dem Protestantismus, und alles mit politischen Erwägungen zu tun. Keine dieser Mächte hatte ein Interesse daran, den greisen Papst zu schädigen und ihn allein von den Gesetzen der Billigkeit und Legitimität auszuschliessen nach den unsäglichen Leiden zweier Päpste; aber allen war daran gelegen, Oesterreichs Macht in Italien auf den Norden einzuschränken. Die Zeitlage war der Restauration des Kirchenstaates günstig; immerhin zeigte es sich schon damals allzudeutlich, dass dieser Staat einer momentanen Konstellation der Mächte seine Wiederherstellung und seinen Schutz verdankte.

Mittlerweile hatte im Kirchenstaate die Restauration der alten Zustände begonnen. Man konnte nicht erwarten, dass hier eine Ausnahme gemacht würde unter den Staaten, in deren Regierung gestürzte und gedemütigte Grössen zurückkehrten. Man wird im Kirchenstaate eher von einer gemässigten Reaktion sprechen müssen, wenn man von einzelnen verfehlten Massnahmen absieht. Pius VII. und Kardinal Consalvi waren für Reformen und wünschten das Gute an den französischen Neuerungen zu erhalten, Consalvi insbesondere war durchaus frei von Vorurteilen. Aber zum Unglück war er in den entscheidenden Anfängen der Restauration abwesend. Während er in London und Wien die Sache der Restauration meisterhaft

⁷⁸ Bullar. Rom. Cont. XIII, 394 ss., wo sich auch die Noten Consalvis im Wortlaut finden.

⁷⁹ Die römischen Päpste, 3^a, 229.

vertrat, begannen seine Gegner, ihm, den der Papst neuerdings zum Staatssekretär erhoben hatte, mit Erfolg entgegen, statt vorzuarbeiten. Der Legat Rivarola, einer der sog. Zelanti und Gegner Consalvis, hatte schon vor der Rückkehr des Papstes das französische Rechtsbuch abgeschafft; das veraltete kanonische Recht, in dessen Wirrwarr sich die besten Köpfe schwer zurechtfinden, konnte das Meisterwerk Napoleons nicht ersetzen. Der edle, aber durch die Ereignisse und die ausgestandenen Leiden verbitterte Kardinal Pacca leitete im gleichen streng reaktionären Sinne die innere Politik. Es folgten die Wiederherstellung der Glaubensinquisition, der Patronalgerichtsbarkeit, ja die Abschaffung der Strassenbeleuchtung und der Schutzimpfung. Anfangs 1815 verbot die Indexkongregation alle politischen Bücher, bald zählte man 737 Anklagen wegen Ketzerei. Die Verkäufe von Kirchengut wurden als nichtig erklärt und die Unzahl der Klöster, mehr als 2000, sollten wiederhergestellt werden. Als Normaljahr wurde das Jahr 1796 festgesetzt. Das alles liess das niedere Volk gleichgültig oder erfüllte es mit Befriedigung, denn mit der neuen Regierung nahm die Bevölkerung rasch wieder zu, noch mehr freilich der Strassenbettel. Viele arbeitsscheue Leute drängten sich in Rom zusammen. Dagegen rief die Preissteigerung einzelner Lebensmittel bei der Masse lebhaft Enttäuschung hervor, die sich bei den Prozessionen in leidenschaftlichen Zurufen an den Papst Luft machte.

Die wichtigste Restitution war die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu, eine der ersten Sorgen des Papstes. Schon hatte er durch Breve vom Jahre 1801 und 1804 deren Restauration in Russland und Neapel genehmigt. Durch die Bulle *Sollicitudo omnium ecclesiarum* vom 7. August 1814 dehnte Pius VII. diese Gunst auf die ganze Kirche aus und hob das entgegenstehende Breve Klemens XIV. auf. Der Papst las an diesem denkwürdigen Tage, einem Sonntag, die hl. Messe in der Kirche al Gesù, am Altare des hl. Ignatius von Loyola. Dann begab sich Pius VII. in einen anstossenden Saal und liess, auf dem Throne sitzend und umgeben vom heiligen Kollegium und zahlreichen Bischöfen, durch den Ceremonienmeister die Bulle verlesen. Von Sizilien war der Ordensprovinzial Panozzoni mit 40 Mitgliedern der Gesellschaft herbeigeeilt; ihm übergab der Papst ein Exemplar der Bulle, die alle noch übrigen Jesuiten ermächtigte, wieder nach der Regel des des hl. Ignatius zu leben, Novizen aufzunehmen, Häuser und Kollegien zu gründen und sich dem Dienste der Kirche in Predigt, Beichte und Unterricht zu widmen. «Gravissimi enim criminis in conspectu Dei reos Nos esse crederemus, si in tantis Reipublicae necessitatibus ea salutaria auxilia adhibere negligeremus, quae singulari Providentia Deus nobis suppeditat, et si Nos in Petri Navicula assiduis turbinibus agitata et concussa collocati, expertes et validos, qui sese Nobis offerunt, Remiges ad frangendos Pelagi naufragium Nobis et exitium quovis momento minitantes fluctus respuere-

mus.» Damit war das Unrecht, zu dem die Bourbonen Klemens XIV. gedrängt hatten, wieder glänzend gutgemacht. Nichts zeigt unwiderleglicher, wie sehr die Zeit sich verändert hatte, als der Vergleich des Wortlautes der zwei denkwürdigen Papsterlasse zur Aufhebung und Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu. «In der Ueberzeugung, dass die Gesellschaft Jesu den Nutzen nicht mehr stiften kann, zu dem sie gegründet worden, und von andern Gründen der Klugheit und Regierungsweisheit bewogen», hob der edle Franziskanerpapst die Gesellschaft auf. Povero Papa, che potea fare! Die Fürsten hatten sich wider ihn verschworen und schienen keine andere Wahl zu lassen als entweder Aufhebung oder Schisma in Frankreich und Spanien. Nun äusserte sich Ludwig XVIII.: «Die Vernichtung der Jesuiten in Frankreich ist eine der ersten Ursachen unseres Unglücks gewesen», und ein Enkel eines Jesuitenfeindes, König Ferdinand VII. von Spanien, erinnerte sich jetzt, dass er den Titel eines katholischen Königs führe; er wolle ihn verdienen: so rief er die Jesuiten zurück, die sein Grossvater so elend verbannt hatte. Da durfte Pius VII. es mit Recht, angesichts der veränderten Lage des Hl. Stuhles als schwerstes Verbrechen verkünden, wenn er auf stürmischem Meer, von ständigen Stürmen erschüttert, die Hilfe erfahrener und kräftiger Ruderer, die sich selbst anbieten, von sich weisen würde. In dem Mute, mit dem Pius VII. den Fehler seines Vorgängers gutmachte, liegt nicht weniger Grösse als in der innern Wehrhaftigkeit, die ihn zum Widerruf des Konkordates von Fontainebleau getrieben hatte. In ähnlicher Weise wurden darauf alle Orden im Kirchenstaate wiederhergestellt, nicht ohne grosse Schwierigkeit, da sich ihr Gut meist in fremden Händen befand. Kardinal Rivarola stand an der Spitze der Kongregation, die zu diesem Zwecke eingesetzt wurde. Verordnungen, um die Mönchsorden nützlicher zu gestalten, wurden angekündet. Die Erlasse früherer Päpste gegen die Freimaurer, die sich unter französischem Schutze in ganz Italien ausgebreitet hatten, wurden erneuert.

Endlich kehrte Consalvi zurück, vom Papste mit den höchsten Lobsprüchen gefeiert. Er war nicht erbaut über die Vorarbeiten Paccas, der sich bei seinen Bestrebungen, die alten Zustände nach Möglichkeit wiederherzustellen, auf den ausgesprochenen Wunsch des Volkes berufen konnte. Demgegenüber waren die Dekrete und Proklamationen für die wiederhergestellten Provinzen des Kirchenstaates, die Consalvi noch in Wien verfasste, darauf bedacht, jede gewaltsame Reaktion zu vermeiden und die Wunden der Revolution zu heilen, indem die neuen Eigentümer in ihren Rechten durchaus geschützt werden sollten, wenn sie rechtmässig erworben waren. Ebenso sollte alles Wertvolle an dem, was die Franzosen eingeführt hatten, erhalten bleiben. Consalvi war der Ansicht, dass eine Regierung um so vollkommener sei, je mehr sie sich der Einheit nähere. In vielen Dingen sprach die

französische Verwaltung eindeutig genug für sich. Im Jahre 1800 hatte Pius VII. 74 Millionen Schulden übernommen, 1815 übernahm er nur 33 Millionen. In der gleichen Zeit waren die Einnahmen von 3 Millionen Skudi auf 6—7 Millionen gestiegen. Consalvi, der vielleicht nur allzu fiskalisch dachte, war bestrebt, Ueberschüsse im päpstlichen Haushalt zu erzielen, was ihm auch gelang auf Kosten seiner Popularität. Noch mehr imponierte ihm die Einheit der Gesetzgebung und des Rechtswesens, wie sie die Franzosen durch Abschaffung der Feudalität erreicht hatten. Die Barone hatten im Kirchenstaat nicht bloss wie anderswo die Patrimonialgerichtsbarkeit nebst anderen Rechten, wie sie die Reformen der Aufklärung in vielen Staaten beseitigt hatten, sondern sie waren unabhängige Fürsten, dem Volke ebenso lästig wie der Regierung, da sie oft genug die öffentliche Ruhe gefährdeten. Fast alle Räuber im Kirchenstaat kamen aus den Lehengütern der Sonnino, Vallecorsa, Castro, Prossedi, Giuliano. Sixtus V. hatte einst die Barone niedergehalten, aber unter seinen schwächeren Nachfolgern waren sie wieder zur allgemeinen Landplage geworden. Consalvi gedachte hier den Fussstapfen Napoleons zu folgen, der die Barone zu gewöhnlichen Beamten gemacht hatte. Er fand aber bei seinen Gegnern, den reaktionären Kardinälen, die die Feudalgerichtsbarkeit wieder erneuert hatten, harten Widerstand. Trotz seines unleugbaren Talentes kam er, «mehr geschmeidig und vielseitig als kraftvoll und von schöpferischem Genius» (Ranke), gegen die herrschenden Schwierigkeiten nicht auf und musste in vielen Dingen zurückweichen, um nur etwas zu erreichen. Die Entwürfe einer neuen Staatsordnung wurden ein Jahr lang von einer Kommission von Kardinälen und Fachmännern beraten. Am 6. Juli 1816 wurde das Motuproprio über die Grundgesetze des Kirchenstaates verkündet mit Wirksamkeit ab 1. September des Jahres.

Nach diesem wichtigen Erlass, der leider tatsächlich mehr auf dem Papier blieb als ausgeführt wurde, zerfiel der Kirchenstaat, entsprechend der französischen Einteilung in Departements usw., in 17 Provinzen oder Delegationen, die man Legationen nannte, wenn ein Kardinal an der Spitze stand.⁸⁰ Dazu kamen das Patrimonium Petri und Rom mit Comarca und Viterbo. Man unterschied fünf Hauptgebiete des Kirchenstaates: 1. Das sog. *Patrimonium Petri*, welches Rom und seinen Stadtbezirk, die Comarca, sowie die drei Delegationen Viterbo, Civitavecchia und Orvieto umfasste. 2. Die *Romagna* mit den vier Legationen Bologna, Ferrara, Forlì und Ravenna. 3. Die *Marken* mit den sechs Delegationen Ancona, Urbino-

⁸⁰ So in Bologna, Ferrara, Ravenna, Forlì, später in Rom. Bullar. Rom. XIV, p. 47. 1824 wurden aus den 17 Provinzen 13, mit Doppelnamen für die vereinigten Gebiete. Bullarium Rom. XVI, p. 129.

Pesaro, Macerata, Fermo, Ascoli, Camerino. 4. Umbrien mit den drei Delegationen Perugia, Spoleto, Rieti. 5. Die Campagna maritima mit den drei Delegationen Velletri, Frosinone, Benevent.

Als Legaten kamen nur Kardinäle, als Delegaten nur Prälaten in Frage. Aber beiden sollte eine Consulta zur Seite stehen, eine Art Provinzialrat, der aus der Bevölkerung entnommen wurde. Vier von den Mitgliedern der Consulta sollten Laien sein; aber sie wurden nicht vom Volke gewählt, sondern auf Grund eines Dreivorschlages der Munizipalräte von der Regierung ernannt. An der Spitze einer jeden Gemeinde stand der Conseglio zur Beratung der Gemeindeangelegenheiten, die vom Magistrat verwaltet wurden. Selbst diese Munizipalräte wurden zunächst vom Legaten oder Delegaten ernannt, der auch für die später durch Selbstwahl ergänzten Mitglieder das Bestätigungsrecht besass. Zur Konstituierung des Magistrates schlägt der Conseglio dem Delegaten je drei Kandidaten für den Posten eines Gonfaloniere und drei bis sechs Anziani vor, aus denen der Delegat die geeigneten Personen ernennt.⁸¹

Jede Entscheidung auch in Kommunalangelegenheit lag somit bei den höheren Beamten. Diese mussten Prälaten sein. Consalvi war an sich nicht abgeneigt, die Vorteile beizubehalten, welche die von den Franzosen durchgeführte Laisierung der Beamtenschaft bot. Einheit und Gleichheit — heisst es in der Vorrede zum Motuproprio vom 6. Juli 1816 — müssen die Grundlagen jeder politischen Institution sein. Schwerlich können ohne sie die Regierungen fest, die Völker glücklich werden. Eine Regierung kann umsomehr für vollkommen gelten, je mehr sie sich dem System der Einheit nähert, das von Gott sowohl in der Natur als in dem Gebäude der Religion befolgt wird. Der römische Staat, nach und nach durch die Vereinigung verschiedener Herrschaften gebildet, enthält ein Aggregat von Gebräuchen, Gesetzen, Privilegien von grosser Mannigfaltigkeit, so dass eine Provinz häufig der andern fremd, so dass zuweilen sogar in der nämlichen Provinz ein Stadtgebiet dem andern entgegengesetzt ist. Die Päpste haben zwar jede Gelegenheit benützt, die verschiedenen Zweige der Verwaltung auf die Prinzipien der Einheit zurückzuführen. Allein das Zusammentreffen mit mancherlei Interessen, der Widerstreit gegen die alten Gewohnheiten und all die Hindernisse, welche man zu finden pflegt, sobald man das Bestehende zu ändern sucht, haben die Ausführung dieses Werkes immer wieder verhindert. Nachdem aber inzwischen die französische Regierung in Rom die Haupthindernisse, welche der einheitlichen Gestaltung und Verwaltung des Kirchenstaates entgegenstanden, beseitigt hat, darf man sie nicht wieder aufkommen lassen.

⁸¹ Hergenröther, Der Kirchenstaat, S. 45 f.

Nun war die Vereinheitlichung der Verwaltung vor allem das Verdienst der französischen Organisation der Beamtenschaft. Consalvi konnte aber unmöglich im Ernst darn denken, die reinen Laienbeamten beizubehalten, da alle Interessen ehrgeiziger Geistlicher und die konstante Gepflogenheit der Kurie dagegen waren. So wurde die Prälatur wieder der offizielle Weg für jedes höhere Amt. Sie war ja gerade das Mittel, wodurch Laien mit Zölibat und Soutane Einlass in den Staatsdienst fanden. Consalvis Streben ging nun darauf hinaus, möglichst vielen Laien den Eintritt in die Prälatur zu verschaffen, um so das verhasste Monopol der Geistlichen für den Staatsdienst zu brechen. Damit erreichte er wohl, dass zahlreiche befähigte Laien zur Mitarbeit am Aufbau des Staates herangezogen wurden, vermehrte aber die Bedenken, welche gegen die Prälatur sprachen, die sich immer schärfer zu einer moralisch bedenklichen Einrichtung ausbildete, von ernsten Geistlichen wie einsichtigen Laien in gleicher Weise bekämpft. Die Laien klagten, dass ihnen, wenn sie ein Amt erlangen wollten, der Beitritt zur Prälatur, d. h. die Annahme der geistlichen Tracht und Beobachtung des Zölibats, als Bedingungen vorgeschrieben werde; sie klagten weiter, dass selbst Mitgliedern der Prälatur nur untergeordnete Stellen eingeräumt, die besser dotierten aber an Priester vergeben wurden. Verhängnisvoller war, dass sich unter diesen Umständen nicht gerade die lautersten und tüchtigsten Laien zur Prälatur drängten. Daher betonten wieder die Geistlichen mit Recht, dass die geistliche Kleidung für diese Nichtkleriker nur eine Maskerade sei, welche das Ansehen des Kirchenstaates schädige. Die Konkurrenz der Laien war dem Klerus des Kirchenstaates an sich verhasst, und zahlreiche Prälaten boten der Kritik nur allzu viele Blößen.⁸² So wurden durch die Massnahmen Consalvis die alten Schäden der Prälatur nur vergrößert. Er ist deswegen hart getadelt worden.⁸³ Aber welche andere Möglichkeit bot sich, die Laien mit der Herrschaft der Geistlichen auszusöhnen, wenn diese unangetastet bleiben musste?

Gleich am Eingang anerkannte das Motuproprio die von den Franzosen durch Aufhebung aller provinziellen Vorrechte geschaffene Rechtsgleichheit an. Die Lehenrechte und Feudalitätsstatuten, alle Reservate von Jagd-, Fischerei- und ähnlichen Rechten blieben abgeschafft. Dem Adel blieben nur die auf allgemeinen Rechtstiteln beruhenden Gerechtsamen. Eine Menge alter Privilegien von Kriminalgerichtsbarkeit wurde beseitigt und in den von Oesterreich zurückerstatteten Teilen des Kirchenstaates, also vornehmlich den Legationen, blieb die Baronialgerichtsbarkeit ganz aufgehoben. Im Gebiete, wo Kardinal Pacca sie nach der Restauration wieder-

⁸² Vgl. Nürnberger, Papsttum und Kirchenstaat, 1, 113 f., und Brosch, 2, 286 f.

⁸³ Ranke, Die Staatsverwaltung des Card. Consalvi.

hergestellt hatte, wurde sie belassen, aber erschwert. Die Barone mussten die Kosten der Justizverwaltung tragen, so dass sie sich teilweise gegen die Wiedereinführung sträubten. Im übrigen waren ihre Beamten, deren Bestätigung sich die Regierung vorbehielt, den übrigen staatlichen Beamten gleichgestellt. Das Notariatsgesetz wurde neben vielen andern Bestimmungen grossenteils aus der französischen Gesetzgebung übernommen. Die Errichtung neuer Fideikommisse wurde nur für die Dauer von vier Generationen gestattet.⁸⁴ Für die Zivilgerichtspflege wurde in jedem Distrikte ein Governatore, in jeder Delegation ein Gerichtshof erster Instanz aufgestellt. Darüber standen die vier Appellationsgerichtshöfe in Rom (zwei), in Bologna und Macerata. Daneben aber blieb die Gerichtshoheit der Bischöfe und der rein kirchlichen Tribunale in Kraft, wobei die Segnatura den Kassationshof bildete. Ausserdem litt die Justizpflege des Kirchenstaates an zwei Hauptübeln. Ständigen Anlass zur Klage über Parteilichkeit der Rechtsprechung bot die Befugnis der Legaten und Delegaten, in dieselbe nach Willkür einzugreifen. Die Legaten konnten Gefängnisstrafen verhängen oder davon dispensieren, sie konnten bei allen Gerichten den Vorsitz führen, wenn sie zu den Verhandlungen erschienen. Für besondere Fälle wurden willkürlich Kommissionen eingesetzt oder ein Legatus a latere entsendet, was namentlich gegen politische Unruhestifter in Anwendung kam. Ebenso gab es keine klaren Gesetze: sie waren vielmehr zusammengewürfelt aus Rechtsgewohnheiten, statutarischen Vorschriften, kanonischen Rechtsbestimmungen aus vielen Jahrhunderten; sie liessen der Willkür, aber auch der Nachsicht freien Lauf und machten eine Kontrolle der Prozessführung und Urteilsfällung fast unmöglich. Das Motuproprio von 1816 stellte darum neue Gesetzbücher in Aussicht, und tatsächlich wurde nach siebeneinhalb Jahren eine Kommission eingesetzt, um die Codifikation durchzuführen; doch Gesetzbücher kamen trotz mühevoller Beratungen nicht ans Licht, solange es einen Kirchenstaat gab.

Die Finanzen des Kirchenstaates waren unter Napoleon, hauptsächlich infolge der Säkularisation von Kirchengut, die übrigens im allgemeinen schlechte Folgen gezeitigt hatte, in guten Stand gesetzt worden. Nach dem organischen Statut sollten zur vollständigen Tilgung der Staatsschulden eigene Fonds gegründet werden, zur Regelung der Grundsteuer ein neuer Kataster angelegt und zur Sicherung der Hypothekenschulden die zur Zeit der römischen Republik im Jahre 1798 erst eingeführten Grundbücher weitergeführt werden. Unter Consalvi war denn auch der Staatshaushalt in Ordnung. Obwohl der Kirchenstaat einen Teil der Schulden des Königreiches Italien übernehmen musste, erzielte Consalvi bald Ueberschüsse. Zum Teil

⁸⁴ Hergenröther, Kirchenstaat, S. 9.

erreichte er seine Erfolge durch mässige Steuererhöhungen, so dass seine Verwaltung beim Volke nicht beliebt war. Leo XII., als Kardinal ein Gegner Consalvis, begann seine Regierung mit einem populären Steuernachlass, aber damit begann auch eine neuerliche Zerrüttung der Finanzen, die durch die persönliche Sparsamkeit und Einfachheit des Papstes nicht ausgeglichen wurden. Immerhin hatte die Staatskasse von 1814 bis 1827 Ueberschüsse, so dass man aus den Ersparnissen einen Reservefonds von über fünf Millionen Skudi gewann.⁸⁵

Leider war auch das Institut der Annona wieder ins Leben gerufen worden, um «Vorsehung zu spielen über den Magen des Volkes». Die Regierung hatte damit eine ebenso schwierige wie undankbare Aufgabe übernommen, da das Volk alle Nachteile der Lebensmittelversorgung ihr allein zur Last legte. Es kam an mehreren Orten, wie 1816 in Ancona und Rimini, 1817 in Macerata, zu Ausschreitungen, die man mit Waffengewalt niederwerfen musste. In Macerata hatte sich der Unwille unmittelbar gegen die geistliche Autorität gewandt. Auch sonst liess die öffentliche Sicherheit manches zu wünschen übrig. Nicht einmal die Franzosen waren der Banditen Herr geworden. Die päpstliche Regierung verfiel immer wieder in den alten Fehler, fortwährend in Strenge und Milde zu wechseln. Consalvi machte die grössten Anstrengungen, das Uebel zu beseitigen, das in Italien ja nicht auf den Kirchenstaat beschränkt war und übrigens bis in die neueste Zeit in Blüte war. Es hing, wie das Carbonari-Unwesen, mit der Sinnesart des Volkes zusammen, das Freude am Kampf mit der Polizei hatte und in keck durchgeführten Ueberfällen nichts moralisch Minderwertiges, sondern eher einen bewundernswerten Sport sah. Bei Frascati wurden eines Tages die Mönche eines Kamaldulenserklusters ausgehoben und in die Berge abgeführt, um nur gegen Lösegeld die Freiheit zu erlangen. Bei Terracina wurde ein österreichischer Oberst abgefasst und eine Summe von 20,000 Skudi als Lösegeld gefordert. Als König Friedrich Wilhelm III. von Preussen durch den Kirchenstaat reiste, schützte man durch 9000 österreichische Soldaten, die staffelförmig an den gefährdeten Stellen verteilt wurden, seine Route. Consalvi liess in Gegenden, wo die Räuber besonders hausten, die Wälder umhauen, die ihnen als Schlupfwinkel dienten; er entfernte die Hirten der Berge, die mit den Banditen im Einvernehmen lebten, internierte die Verwandten der Räuber und schloss mit ihnen Kapitulationen. Als im Jahre 1818 die Umgebung von Terracina zu leiden hatte, schloss Consalvi einen Vertrag mit Neapel und ging zuerst milde, dann im folgenden Jahre mit grosser Schärfe vor. Durch die Verwandten, deren man sich bemächtigt hatte, wurden die Banditen dazu gebracht, auf ein Jahr ins Gefängnis

⁸⁵ Hergenröther, Kirchenstaat, S. 56.

zu gehen, während der Staat versprach, ihnen die nötigen Mittel zu geben, damit sie ein friedliches Leben führen könnten. So kamen die Briganten von Sonnino, drei Wagen voll, nach Rom, um ihr Jahr abzusitzen. Am 16. August 1819 verfügte Consalvi die gänzliche Zerstörung dieses berüchtigten Räubernestes, um andere Ortschaften abzuschrecken. Jede Gemeinde wurde verpflichtet, ihr Gebiet selbst zu schützen und die Räuber tot oder gefangen gegen eine Belohnung auszuliefern, die Helfershelfer der Banditen sollten mit dem Tode bestraft werden. Unter Leo XII. nahm man dann wieder zur Milde Zuflucht, indem man Amnestien verkündete und Geldbeiträge zahlte; der Erfolg war gleichfalls nur vorübergehend. Wurden die Briganten in einer Gegend hart bedrängt, so tauchten sie an einer andern Stelle auf, legte man ihnen im Kirchenstaat das Handwerk, so zogen sie sich ins neapolitanische Gebiet zurück, um sich von dort wieder zurückzuwagen, wenn die Regierung glaubte, das Uebel beseitigt zu haben. In Rom dagegen gelang es Consalvi, gute Ordnung zu haben.

Stete Nahrung bekam das Brigantentum durch die Carbonari und Sanfedisten, geheime Verbände, die wie mit einem Netz ganz Italien überzogen. Auch sie drangen vom Königreich Neapel immer wieder ins Gebiet des Kirchenstaates ein. Ihr Ursprung ist nicht klar aufgedeckt. Sie wurden der Herd fortwährender Verschwörungen und breiteten sich mit grosser Schlaueit aus, sich durch furchtbare Eide gegen Verrat im Innern schützend. Ihr Zusammenhang mit den Freimaurern ist erwiesen, obwohl unter den vielen Gruppen mit den verschiedenartigsten Zielen einzelne auch einen andern Zweck verfolgten, als den Kampf gegen die Kirche. Doch sind die Versicherungen scheinbar harmloser Vereine, nichts mit der durch die Päpste verurteilten Freimaurerei gemein zu haben, oft nur als Lockmittel gebraucht worden, um ängstliche Gewissen zu beruhigen und wohlgesittete junge Leute einzufangen.⁸⁶ — Pius VII. verurteilte durch die Konstitution *Ecclesiam a Jesu Christo* vom 13. September 1821 den Karbonarismus, der systematisch darauf hinarbeitete, die Jugend und den jüngern Klerus zu ködern, sich ins Vertrauen der höchsten kirchlichen Würdenträger einzuschmeicheln und die feindlichen Beamten durch Verleumdung aller Art in Missruf zu bringen. «Ein Wort, das man geschickt erfindet» — heisst es in einer Instruktion der hohen Vendita von 1819 — «und das man in gewissen anständigen Familien zu verbreiten weiss, damit es von da in die Kaffeehäuser und weiterhin auf die Strasse gelange, ein solches Wort kann bisweilen einem Menschen den Tod bringen. Wenn ein Prälat von Rom zur Ausübung irgendeines Amtes in eine Provinz kommt, so erforscht nur sogleich seinen Charakter, seine Vorgeschichte, seine Eigen-

⁸⁶ Hergenröther, Kirchenstaat, S. 155.

schaften, seine Fehler. Ist er von vorneherein ein erklärter Feind, ein Albani, ein Pallota, ein Bernetti, ein della Genga, ein Rivarola? Spinnt ihn in alle Netze ein, die ihr unter seine Schritte spannen könnt, verschafft ihm einen solchen Namen, dass die kleinen Kinder und die alten Weiber vor ihm erschrecken, malt ihn als einen grausamen Bluthund, erzählt einige Züge von Härte, die sich leicht in das Gedächtnis des Volkes einprägen. Wenn die auswärtigen Blätter von uns solche Berichte erhalten, die sie aus Achtung vor der Wahrheit ihrerseits ausschmücken, so zeigt diese Blätter vor oder lasset sie vielmehr durch irgendeinen angesehenen Schwachkopf vorweisen.^{86a} Später rühmte sich die Karbonari, Prälaten und Mönche aller Art gewonnen zu haben, nur nie einen — Jesuiten.⁸⁷ Ebenso suchten sie sich zu schützen, indem sie der Regierung die Förderung von Geheimverbänden gegen sie vorwarfen und über diese sogen. Sanfedisten die abenteuerlichsten Gerüchte verbreiteten.⁸⁸ Aus dieser Quelle kamen nicht bloss unaufhörliche Schwierigkeiten für die päpstliche Regierung, sondern hier ist auch ein Hauptgrund zu suchen, warum der Kirchenstaat in aller Welt in so schlechten Ruf kam.

Kaum irgendwo gab es damals in Italien einen leitenden Minister, der so frei war von den Allüren der Reaktion wie Kardinal Consalvi. Er war kein Freund der Uebertreibungen Metternichs, dessen Interventionspolitik überall, wo sie Anwendung fand, eine erbitterte Stimmung schuf und immer mehr Herde des Revolutionsfiebers. Unter Consalvi geschah viel für das geistige Leben. Er hatte erkannt, dass nichts gefährlicher sei, als durch Kargheit und Mangel an Einsicht die Intelligenz des Landes abzustossen und eben dadurch zum Ausschluss an die gefährlichen Geheimbünde zu drängen. Darum wandte Consalvi, der leider auch nach der Restauration durch die schwierigen Konkordatsverhandlungen mit den deutschen Staaten gar sehr von der Arbeit am Kirchenstaat abgezogen wurde, dem Unterrichtswesen einen grossen Teil seiner Aufmerksamkeit zu. An der römischen Universität wurden neue Lehrstühle für Archäologie und Naturwissenschaft gegründet und der berühmte Entdecker der Palimpseste, Angelo Mai, von Mailand nach Rom als Vorstand der Vatikanischen Bibliothek berufen, wo er neben vielen alten Handschriften auch die längst verloren geglaubte Schrift Ciceros De Republica auffand. Auf Empfehlung Consalvis wurde er wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste zum Prälaten, später, zugleich mit dem genialen Sprachenkenner Mezzofanti, zum Kardinal erhoben. Die Versprechungen des Motuproprio blieben aber auch hier meist unerfüllt.

^{86a} Hergenröther, Kirchenstaat, S. 156.

⁸⁷ Crétineau-Joly, 2, 162 s.

⁸⁸ Vgl. darüber Hergenröther, Kirchenstaat, S. 159 ff.

Namentlich geschah wenig für das Volksschulwesen. Konnte man auch im damaligen Italien nicht die Einführung des obligatorischen Schulunterrichtes erwarten, so war es doch eine Pflicht, für geeignete Ausbildung der Lehrkräfte zu sorgen. Man wird es, bei billiger Erwägung der Verhältnisse des Kirchenstaates, nicht ernst tadeln können, dass die Lehrkräfte überwiegend dem geistlichen Stande angehörten. Noch der gerecht denkende Graf Tournon rühmte die Leistungen der römischen Volksschulen. «Der Primärunterricht ist dem Volke mit einer Liberalität dargeboten, von der wenige Regierungen ein Beispiel geben. Rom hat allein acht von Ordensleuten geleitete Schulen, 52 Regionärschulen für das männliche und ebenso viele für das weibliche Geschlecht; darin erhalten die Kinder teils ganz unentgeltlich, teils gegen ein sehr geringes Schulgeld Unterricht. In den kleinsten Dörfern gibt es Schullehrer, die Lesen, Schreiben und Rechnen lehren, so dass es fast kein einziges Kind gibt, dem die Wohltat des Unterrichts nicht zu gute kommen könnte.»^{88a} Trotz allem war, beim Mangel eines staatlichen Schulzwanges, eine übermässig grosse Zahl Erwachsener vorhanden, die nicht lesen und schreiben konnten, und eine Menge Jugendlicher, die in Unwissenheit heranwuchsen. Darin liegt einer der Hauptgründe, warum die Bevölkerung des Kirchenstaates, wie ganz Italiens, später so leicht den kirchenfeindlichen Einflüssen erlag und der öffentlichen Religionsübung entfremdet wurde.⁸⁹

Consalvi hatte auch hier die beste Absicht und, was für einen Führer ebenso wichtig ist, die rechte Einsicht. Allein seine Macht war nicht unbeschränkt. Er war ebenso bekämpft von den Linksradikalen, den Carbonari und Republikanern, wie den Männern, die im Alten ihr Ideal sahen und auf vollständige Reaktion hinarbeiteten. Der grössere Teil der Kardinäle, die Zelanti, waren gegen ihn. Sie vermochten ihm äusserlich, solange Pius VII. lebte, nichts anzuhaben, aber durch die ständigen Konzessionen, die ihnen in der Regierung des Kirchenstaates gemacht werden mussten, wurde aus dem Motuproprio Pius' VII., das bei restloser Erfüllung eine Blütezeit des Kirchenstaates zur Folge gehabt hätte, nicht viel mehr als ein Torso. Diesen streng konservativ Gesinnten, die auch in der Staatsverwaltung alles Heil im Alten sahen und von keinem Zugeständnis an die grossen Reformen der Revolution etwas wissen wollten, galt Consalvi als Liberaler. Kaum hatte Pius VII., wenige Tage nach dem furchtbaren Brand der wunderbaren, uralten St. Pauls-Basilika, am 20. August 1823, die Augen geschlossen, so begann der offene Sturm gegen ihn. Einer seiner persönlichen Gegner, der Kardinal Annibale della Genga, bestieg als Leo XII. den päpstlichen Stuhl.

^{88a} a. a. O. 2, 81.

⁸⁹ Fischer, Consalvi, S. 306.

Er betraute den 80jährigen Kardinal della Somaglia, der allerdings vierzig Jahre auf den Posten gewartet hatte,⁹⁰ mit der Leitung des Staatssekretariates. Kaum noch hatte Consalvi Zeit, für seinen edlen Herrn aus der Meisterhand Thorwaldsens ein Grabmal zu verlangen, dann schied auch er, der treue Diener Pius VII., im nächsten Jahr. Und es begann die ungehinderte Herrschaft der Zelanti.

Das Pontifikat Leos XII. bedeutete die Rückkehr zu einem blinden Absolutismus, völliger Bindung des Unterrichtswesens, Tendenzen, welche durch den hochfahrenden, allem Modernen widerstrebenden Charakter dieses Papstes nicht ausgeglichen wurden und das Aufkommen zahlloser Geheimbünde zur Folge hatten, denen man unglücklicherweise den ebenso ungesetzlichen Bund der Sanfedisten entgegenstellte. Die kurze Regierung Pius' VIII. konnte daran wenig ändern; doch hatte dieser ehrwürdige und fromme Greis immerhin den Mut, die von Leo XII. eingesetzte Congregazione di Vigilanz und das unmoralische Spähersystem aufzuheben. Das Pontifikat Gregors XVI. leitete sich mit den durch die Julirevolution veranlassten revolutionären Bewegung in der Romagna, Modena und Parma ein — Erschütterungen, welche durch die österreichische Okkupation bald niedergeschlagen wurden, die aber auch zu dem Memorandum der Grossmächte vom 31. Mai 1831 Anlass gaben, in dem geeignete Reformen, die Zulassung der Laien in Justiz und Administration, die Berufung gewählter Provinzialräte usw. empfohlen wurden. Nichts von all dem ist unter diesem Pontifikate gewährt worden, das sich nun zu seiner Stütze auf die Anwerbung fremder Soldtruppen angewiesen sah. Damit reizte man naturgemäss die italienischen Patrioten noch mehr, ohne dass diese Söldner geeignet waren, den Status quo aufrecht zu erhalten. Seit dem Jahre 1836 stand der Kirchenstaat nur mehr auf den Bajonetten der Oesterreicher und Franzosen. Schon erklärte der englische Gesandte, Lord Seymour, die Lage für unhaltbar und den Sturz des Stato Pontificio für unausbleiblich, und Pellegrino Rossi, obwohl an der Erhaltung dieses Staatswesens persönlich so sehr als möglich interessiert, schrieb an Guizot: Das Innerste des Landes sei von der Revolution, von der Empfindung der Unerträglichkeit der bestehenden Verhältnisse durchdrungen, nur eine umfassende Reform der ganzen Gesetzgebung könne das Volk mit der gegenwärtigen Regierung versöhnen. Mit Recht wies man auf geistlicher Seite auf die Untergrabung aller Autorität durch die Geheimverbände hin, aber man übersah dabei, woher dieses unterirdische Wühlen seine Nahrung fand. Der durchaus legitim denkende Chateaubriand schrieb als römischer Botschafter des reaktionären Karls XI. am 16. April 1829 die Depesche: «Man sieht Verschwörungen, wo man nichts

⁹⁰ Artaud de Montor, Papst Leo XII., S. 103.

als das Unbehagen aller, den Geist des Jahrhunderts, den Kampf der alten Gesellschaft mit der neuen, der alten Einrichtung in ihrer Abgelebtheit mit der jungen Gesellschaft voll Lebenskraft, endlich den Vergleich sehen sollte, den jeder zwischen dem anstellt, was ist, und dem andern, was sein sollte. . . . Man flösst den Regierungen die falschesten Ideen über den wahren Stand der Dinge ein: man hindert sie zu tun, was sie um ihrer Sicherheit willen tun sollen, indem man stets für Verschwörungen einer Handvoll Jakobiner ausgibt, was die Wirkung einer permanenten und ins Allgemeine reichenden Ursache ist.»

Und doch waren die Päpste der Zeit von seltener Milde, Gregor XVI. wie später Pius IX. voll ausgezeichneter Eigenschaften, nicht bloss als Päpste; auch als Regenten hielten sie den Vergleich mit den Herrschern ihrer Zeit aus. Doch der Staatssekretär Gregors XVI., Kardinal Lambruschini, griff zu Massnahmen, die seinem priesterlichen Denken keine Unehre machten, aber auch zeigten, dass er als Staatsmann vollständig den Kopf verloren hatte. Nach dem *Precetto politico di prima classe* sollten verdächtige politische Personen in folgender Weise gebessert werden: die Delinquenten durften ihr Haus nur zu bestimmten Tagesstunden verlassen, sie mussten sich alle vierzehn Tage bei der Polizei melden, alle vier Wochen beichten und sich durch den Beichtzettel bei der Polizei darüber ausweisen, jedes Jahr in einem Kloster drei Tage Exerzitien machen. Verletzte einer diese Vorschriften, so konnte er drei Jahre öffentliche Zwangsarbeit gewärtigen. Wer am Freitag Fleisch ass, wurde ins Gefängnis geführt. Das alles war unendlich gut gemeint, aber begreiflicherweise wurde damit die politische Unzufriedenheit mit dem Schlendrian der geistlichen Regierung nicht behoben. Das geistige Leben erstickte in einem Staate, dessen Lenker alle Tugend zu fördern suchten, indem sie alle Freiheit unterbanden. In Rom wurde ausser antiquarischen Abhandlungen überhaupt nichts gedruckt. Wollte jemand in der Provinz ein Buch erscheinen lassen, so hatte er z. B. in Bologna sieben Zensuren zu passieren: er brauchte die Approvazione des Censore letterario, des Censore ecclesiastico, des Censore politico, des Sant' Ufficio, das Publicetur des Erzbischofs, das der Polizei und endlich die Ultima Verifica der Inquisition.⁹¹ Die Regierung verfolgte, statt zu reformieren: sie handelte gleich Leuten, die mit Schild und Speer bewaffnet gegen Fieberdünste zu Felde ziehen, statt ruhigen Beharrens und in friedlicher Arbeit an die Austrocknung des Sumpfes zu schreiten, der die Luft verpestet.⁹² Und so setzte der Kampf derer ein, die man bedrückte statt förderte, der Geister. Schon im Jahre 1821 rief der milde Manzoni:

⁹¹ Vgl. F. X. Kraus, Cavour, S. 18.

⁹² Brosch, 2, 301.

Eran le forze sparse,
E non le voglie; e quasi in ogni petto
Vivea questo concetto:
Liberi non saremo, se non siamo uni;
Ai men forti di noi gregge dispetto,
Fin che non sorga un uom che ci raduni.

Das Werk der italienischen Romantik begann; sie strebte zunächst eine Konföderation aller Fürsten an. Noch hatte man Verständnis für die berechnete Verschiedenheit der Landschaften. «Die Einheit in der Mannigfaltigkeit macht die Schönheit aus» — schrieb noch A. Rosmini —, «die Schönheit ist das Lebelement Italiens. Möglichste Einheit bei Bewahrung der natürlichen Mannigfaltigkeit, das muss die Formel sein, nach der sich Italien zu organisieren hat.» Da war es das Verhängnis der Fürsten, dass sie, abgesehen vom Hause Savoyen, nicht die Brücke bauten, über welche eine Verständigung von Herrschern und Untertanen möglich war. Der Kirchenstaat, der in Italien die einzige nationale Regierung besass, blieb nach den verheissungsvollen Anfängen Pius IX., mit Rücksicht auf eine höhere Ordnung der Dinge, der Idee eines Rechtsstaates fremd und hielt am unbeschränkten Absolutismus fest, stützte sich auf ausländische Bajonette und wurde damit zum Feind der Nation, die nun nur mehr in der unbedingten Einheit ihr Heil sah. «Einheit Italiens!» ruft der edle Rosmini, «diesen Schrei stossen alle aus, und es gibt keinen Italiener vom Icharus bis zu den Alpen, dem dabei das Herz nicht schlägt. Es hiesse darum Worte in den Wind reden, wollte man den Nutzen oder die Notwendigkeit dieser Einheit beweisen; wo alle übereinstimmen, gibt es keine Frage.» Damit war dem Kirchenstaat das Urteil gesprochen.

Literatur.

1. Allgemeines.

- Bourgin G., Les études relatives à la période du Risorgimento en Italie, 1789—1870, Paris 1921.
- Brosch M., Geschichte des Kirchenstaates. 2 Bände. Gotha 1882.
- Cantù C., Storia di cento anni (1750—1850). 3 vol. Firenze 1851.
- Carrano F., L'Italia dal 1789 al 1870. 1910 ss.
- Corridore F., La popolazione dello Stato romano 1656—1901. Roma 1906.
- Die kath. Kirche unserer Zeit. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. Wien 1899.
- Döllinger I. I., Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat. München 1861.
- Duerm van, Rome et la Francmaçonnerie. Vicissitudes politiques du Pouvoir temporel des Papes de 1780 à 1895. 2. éd. 1896.
- Dufourcq, Le régime jacobin, la République romaine. Paris 1901.
- Farini L. C., Lo Stato Romano dall'anno 1814 al 1850. 4 vol 3. ed. Firenze 1853.
- Féret P., La France et le Saint-Siège sous le premier Empire, la Restauration et la monarchie de Juillet. Paris 1911 ss.
- Gams P. Pius O. S. B., Geschichte der Kirche Christi im 19. Jahrhundert. 3 Bände. Innsbruck 1854 ff.
- Gournerie, Das christliche Rom. Deutsch von Ph. Müller. 3 Bände. Frankfurt a. M. 1843—45.
- Grandi E., Faenza a tempi della Rivoluzione francese (1796—1801). 1906.
- Hergenröther J., Der Kirchenstaat seit der französischen Revolution. Freiburg 1860.
- Kraus F. X., Cavour. München 1902. — Essays, 2 Bände. Berlin 1896.
- Lanfrey P., Politische Geschichte der Päpste. Deutsch. Bern 1872.
- Lemmi, L'origine del risorgimento italiano, 1789—1815. 1906.
- Löffler Kl., Papstgeschichte von der französischen Revolution bis zur Gegenwart. (Sammlung Kösel.)
- Madelin, La Rome de Napoléon. Paris 1906.
- Madelin, France et Rome. (Bis 1801.) 1913.
- Mater A., La République au Conclave. (1794—1800.) 1923.
- Noack F., Deutsches Leben in Rom. 1700—1900.
- Nürnberger J., Papsttum und Kirchenstaat. 3 Bände. Mainz 1897 f.
- Orsi P., L'Italia moderna. Milano 1901.
- Ranke L., Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. 3 Bände, in «Meisterwerke» 6—8. Leipzig 1915.
- Ravignan S. J., Klemens XIII. und Klemens XIV. Deutsch von M. Brühl. München 1855.
- Reuchlin H., Geschichte Italiens. 4 Bände. Leipzig 1859—70.
- Reumont A., Charakterbilder aus der neuern Geschichte Italiens. 1886.
- Silvagni D., La corte e la Società romana nei sec. XVIII e XIX. 2. ed. 2 vol. Firenze 1881—83.
- Wiseman, Kardinal, Erinnerungen an die vier letzten Päpste und an Rom. Deutsch von G. Fink. Schaffhausen 1858.

2. Pius VI.

- Baldassari, Relazione delle avversità e patimenti del glorioso Pontefice Pio VI. Modena 1840.
- Beccattini F., Storia di Pio VI. 4 vol. Venezia 1801 ss.
- Bertrand J., Pie VI. 2 vol. 1879.
- Bourgoing, Mémoires hist. et phil. sur Pie VI. Paris, 2 éd. 1800.
- Ferrari, Vita Pii VI. Padua 1802.
- Gendry J., Pie VI., sa vie, son pontificat. 2 vol. 1907.
- Schlitter Hans, Papst Pius VI. und Joseph II. 1894.
- Reise des Papstes Pius VI. nach Wien. 1892.
- Westerburg H., Preussen und Rom an der Wende des 18. Jahrhunderts. 1908.
- Wolf, Geschichte der kath. Kirche unter Pius VI.

3. Pius VII.

- Artaud de Montor, Hist. du pape Pie VII. 2 vol. 2. éd. Paris 1837.
- Bartholdy, Züge aus dem Leben des Staatssekretärs Consalvi. Stuttgart 1824.
- Boulay de la Meurthe, Négociation du Concordat. 5 vol. 1891—97.
- Cenni, Vie du card. Consalvi. Venise 1824.
- Cottin P., Lettres inéd. de Maury et de Consalvi au marquis et à la marquise d'Osmond, 1793—98. 1923.
- Crétineau-Joly, Mémoires du Card. Consalvi. 2 vol. Paris 1869, nouvelle éd. Paris 1896.
- Bonaparte et le Concordat de 1801. Paris 1869.
- Fischer E. L., Cardinal Consalvi. Mainz 1899.
- Flassan, Histoire du congrès de Vienne. 3 tom. Paris 1829.
- Giucci, Storia di Pio VII. Roma 1857, 1864.
- Henke, Pius VII. Stuttgart 1862.
- Kircheisen F. M., Fürstenbriefe an Napoleon I. 2 Bände. Stuttgart 1929.
- Klüber, Akten des Wiener Kongresses. 8 Bände. Erlangen 1815—19. Suppl. 1855.
- König L., S. J., Pius VII., Säkularisation und Reichskonkordat. 1904.
- Latreille C., L'opposition religieuse au Concordat de 1792 à 1803. 1910.
- Mayol de Lupé, La captivité de Pie VII., d'après des doc. inéd. Paris 1913.
- Napoleon I. und Pius VII., die Korrespondenz zwischen dem römischen und franz.-kaiserlichen Hofe. Leipzig 1906.
- Pacca, Memoire storiche per servire alla storia eccl. del sec. XIX. 3 vol. 7. ed. Roma 1830.
- Pistolesi, Vita di Pio VII. 2 vol. Roma 1824.
- Ranke L., Kardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung unter dem Pontifikate Pius VII., in «Meisterwerke» 8, München 1915.
- Rinieri, Il congresso di Vienna e la Santa Sede. Roma 1904.
- Napoleone e Pio VII. 1804—1913. Turin 1906.
- Sevestre Abbé, L'histoire, le texte, les destinées du Concordat. Angers 1903.
- Welschinger H., Le pape et l'empereur. Paris 1905.
- Wittichen P., Briefe Consalvi's aus den Jahren 1795—1796 und 1798. 1904.

